32101 062083157

FRERK

# DIE SOMMESCHACHT

14094
.92
.365

LIBRARY

OF

RINCETON UNIVERSITY

e

mmeschlacht

2
.5

unus-Markbücher Band 2

VE92
365

Library of

Princeton University.

# Montanus
# Markbücher

Montanus-Markbücher

# Die Sommeschlacht

Kriegsplaudereien

von

Fr. Willy Frerk

Inhaber des Eisernen Kreuzes.

Hermann Montanus
Siegen :: Verlagsbuchhandlung :: Leipzig
1916

Copyright 1916 by Hermann Montanus, Siegen.
(Gesetzliche Formel für den Schutz des Urheberrechts in Amerika.)

# Inhalt


| | Seite |
|---|---|
| Daheim und draußen | 11 |
| Vier Monate Sommeschlacht | 18 |
| In und um Laon | 21 |
| Nachtmarsch zur Sommefront | 31 |
| Kampf im Sumpf | 37 |
| Trommelfeuer | 45 |
| Die Tage vom Bois St. Pierre Vaast | 51 |
| Der Spuk von Flers | 67 |
| Kaiserparade | 75 |
| Großkampftage | 83 |
| Kampfflieger über der Somme | 92 |
| Stimmungen hüben und drüben | 98 |
| Deutsche und feindliche Fliegerei | 117 |
| Die Schlacht im Schlamm | 137 |
| St. Quentiner Bilderbogen | 149 |



NOV 28 1919 426050

Meiner Käte widme
ich dieses Buch!

Buchdruckerei „Unitas", Bühl (Baden).

# Daheim und draußen!

## Feldgraue Gedanken.

Männer der Wiſſenſchaft, Helden der Feder
Zogen vor kurzem gewaltig vom Leder
Wider den Haß auf Engelland:
Man müßte auch an den Frieden denken,
Die Völker in ruhigere Bahnen lenken,
Man dürfe den gärenden Haß nicht ſchüren,
Man würde es ſonſt „am Geſchäfte“ ſpüren!
Es iſt uns wie ein Traum geweſen,
Als wir das in der Zeitung geleſen!
Ihr habt gut reden, Ihr Stubenhocker,
Die guten Lehren, die ſitzen euch locker.
Ihr wißt nichts von kalten, ſchaurigen Nächten,
Von Trommelfeuer und Somme-Gefechten,
Ihr leſt des Abends den Heeresbericht,
Und ſchmunzelt ein wenig, wenn wir geſiegt.
Wie aber die Siege errungen werden,
Die unſägliche Mühe, die tauſend Beſchwerden,
Die Todesopfer: Was kümmert euch das!
Ihr fürchtet euch nur vor dem deutſchen Haß
Und blättert beſorgt im Kontoheft,
Denn der Haß, der ſchadet eurem Geſchäft!
Doch, Gott ſei Dank, ihr führt nicht den Krieg,
Wir draußen erkämpfen für Deutſchland den Sieg,

Wir lieben und haſſen und ſchlagen drein
Und laſſen Geſchäfte Geſchäfte ſein;
Und kommt uns ein engliſcher Schuft in die Quer,
Da geben wir erſt unſer Beſtes her,
Bis daß er beſiegt am Boden liegt:
Unſer ganzer Haß gilt dem engliſchen Wicht!
Ihr mögt' in geiſtvoll feinen Tiraden
Ausklügeln, daß wir uns ſelber ſchaden,
Wir woll'n keine Freundſchaft mit Albion mehr,
Das ſagt euch der einfachſte Krieger im Heer:
Es lebt in aller Gedächtnis fort
Altenglands Schandtat — der Baralongmord!

# Vier Monate Sommeſchlacht.

Sommefront, den 5. Nov. 1916.

Die Tage der Kriſis an der Somme ſind für Deutſchland vorüber, die Sorge um den endlichen Ausgang dieſes unendlich erbitterten Ringens laſtet nicht mehr auf uns, wie wohl zu Anfang des ungeheuren Vorſtoßes, wir wiſſen, daß die heranraſende Sturmflut ſich auch weiterhin an dem unerſchütterlichen Damm deutſcher Männer brechen wird.

Es ſollte der Durchbruch allergrößten Stiles werden; ungeheure Munitionsmaſſen hatte der Feind hinter ſeiner Front angeſammelt, ungezählte Truppenmengen in die Gräben geworfen. Eine gewaltige Uebermacht hatten die beiden Großmächte im Weſten gegen uns zuſammengebracht, die unſere Heere zerſtampfen, überrennen ſollte. Welche Schlacht der Kriegsgeſchichte der ganzen Welt könnte ſich meſſen mit dieſem großartig Furchtbaren, das nun vier lange Monde lang die ſchöne Pikardie beiderſeits der Somme in eine Wüſte wandelt.

Die Frontſtrecke, die durchbrochen werden ſollte, iſt etwa 45 Kilometer in der Luftlinie lang.

Es iſt ein fruchtbares Hügelland rund hundert Meter über dem Meeresſpiegel, in dem einſt große, ſchöne und wohlhabende Dörfer dicht beieinanderlagen. Durch dieſes Land fließt an Windungen überreich die Somme; ſie frißt ſich weit in das fruchtbare weiche Erdreich hinein, bildet Sümpfe und moraſtige Niederungen und reißt mit wilder Strömung ſtändig neues Land in ihr Stromgebiet. Juſt dort, wo die ärgſten Kämpfe tobten, hat Menſchenhand den wilden Fluß gebändigt, zahlreiche Kanäle ſchneiden die allzuvielen Windungen ab. Und noch ein zweiter, aber kleinerer Fluß ſchlängelt ſich in tiefeingefreſſenem Bette durch das Kampfgebiet: der Ancre-Bach. Es iſt ein Nebenflüßchen der Somme, die es in ſeinem Oberlauf parallel begleitet, das aber bei Beaucourt nach Süden umbiegt und ſeinen Weg durch das Städtchen Albert nimmt. Das iſt das Stückchen Erde, in dem das Ungeheuerliche ſich vollzieht.

Fünf Monde nun dauert die Schlacht an der Somme. Stunde um Stunde, Tag um Tag und alle die Nächte hindurch brüllen in dieſer Hölle 4000 Geſchütze bei Freund und Feind. Neunzig Diviſionen führte der unermüdliche Feind

heran, 50 engliſche und 40 franzöſiſche. Durchſchnittlich wurde faſt jeden Tag eine neue Diviſion in den deutſchen Eiſenhagel gehetzt, manche Diviſionen zwei-, manche ſogar dreimal im Monat. Und alle dieſe Truppen ſind bis zum Aeußerſten ausgenützt worden. Die Ruhepauſen zwiſchen den Kampfesperioden waren nur kurz bemeſſen, oft wurden Truppen, die Ungeheuerliches an Verluſten erlitten hatten, bei den Engländern ſchon nach 12—18 Tagen Ruhe wieder ins Feuer geführt. Die erſte engliſche Diviſion, die um Martinpuich kämpfte, kam einen ganzen Monat nicht zur Ruhe und mußte ſelbſt in den Erholungspauſen noch Brigaden zur Unterſtützung nach vorn ſenden. Die vierte auſtraliſche Diviſion, die in heißen Kämpfen gewaltige Verluſte erlitt, mußte nach nur zwölftägiger Ruhe den heißen Gang um Mouquet Ferme mitmachen.

Die oft berannte, nie durchſtoßene deutſche Weſtfront ſollte mit dieſem einen über alles Maß gewaltigen Schlage durchbrochen, überrannt, aufgerollt werden. In wilder Flucht ſollten die deutſchen Heere aus den beſetzten Gebieten zurückfluten, kaum imſtande, ihre eigene Grenze noch ſchwach zu ſchützen. Sollten!

Daraus iſt nichts geworden und wird nichts werden! Das iſt unſere feſte Zuverſicht! Was nun aber haben unſere Feinde erreicht durch ihre Rieſen-Offenſive? Der Juli 1916 brachte den erſten ungeheuerlichen Anſturm, der unſere hochgeſchraubten Erwartungen noch vielfach übertraf. Schier Uebermenſchliches leiſteten in dieſen heißen Julitagen unſere Braven, um die heranbrechenden Maſſen zu halten. Und ſie haben ſie gehalten in opferfreudiger, blutiger Verteidigungsarbeit. So tobte es mit wechſelnder Taktik den ganzen Juli, den ganzen Auguſt hindurch wider unſere eherne Mauer an. Alles vergebens! Der September brachte die drei großen Schlachtengruppen, die ſich gegen die Spitze unſerer Dreieckſtellung richteten. Vom 3. bis 7. September, vom 12. bis 17. September und vom 25. bis 27. September erhöhten ſich die Anſtrengungen der Gegner zu kaum zu ſteigernder Kraft. Da aber die Spitze unſerer Stellung aushielt, teilte ſie den Anſturm in zwei faſt getrennte Angriffsunternehmungen, die Nord- und die Südſchlacht.

Die Nordſchlacht zwiſchen Ancre und Somme, mit dem Höhepunkt ihrer Anſpannung in den Tagen vom 25. bis 27. September mit dem mör-

deriſchſten Ringen, das je die Welt geſehen hat, hat nicht zum Durchbruch geführt, aber es iſt dem Feinde gelungen, hier eine anfangs geringe Stellung in dreieckiger Geſtalt nicht unerheblich zu erweitern. Das iſt der ganze Erfolg, der vielgeprieſene Erfolg der wahnwitzigen Sommeſchlacht, den auch die unerhörteſten Anſtrengungen der Engländer, Franzoſen und aller ihrer Hilfsvölker im Oktober kaum zu vergrößern vermochten. Man hat drüben darauf das Kriegsziel enger geſteckt, wollte nur noch die Oſtfront durch dauernden Druck im Weſten entlaſten, wollte Ruſſen und Rumänen Zeit und Gelegenheit geben, ſich zu entfalten: der Siegeszug durch die Dobrudſcha, Rumäniens Zuſammenbruch war Deutſchlands Antwort!

Auch die Südſchlacht zwiſchen Vermandovillers und Biaches iſt im Sande verlaufen. Auch hier kämpfte ſich der Feind mit ungeheuerlichen Opfern einen Geländegewinn bei Berny-en-Santerre, Ablaincourt und vor Chaulnes, aber dann kam er auch hier zum Stehen, war auch hier die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Gegner durch den höheren Kampfwert unſerer Truppen aller Waffengattungen wieder ausgeglichen.

Berge von Munition zerplatzten in deutschen Gräben, Engländer berichten, daß bis Ende September 26 Millionen Artillerieschüsse in deutsche Stellungen fielen, Milliarden von Gewehrgeschossen umschwirrten die deutschen Kämpfer an der Somme. Und wenn der Durchbruch gelungen war, dann sollte die feindliche Kavallerie, die in riesigen Massen hinter der Front bereitstand, den Sieg ausnutzen, die Deutschen verfolgen, die Panik, die Niederlage bis zur Vernichtung vergrößern!

Und schier ohne Grenzen, wie der Munitionseinsatz, schien der Einsatz an Menschenkräften, die nutzlos geopfert wurden. Nach dem Vorbilde der russischen Bundesgenossen stürmten sie in dichten Wellen heran und ließen in unserem vernichtenden Feuer mehr als dreiviertel Millionen Menschen! Vorsichtige Schätzungen setzen die englischen Verluste vom 1. Juli bis 1. November 1916 mit 35 038 Offizieren, 501 442 Mannschaften; die der Franzosen, die ihre Divisionen schon nach einem Verlust von 3000 Mann aus dem Kampfe ziehen, auf über 200 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen an! Das ist nur ungefähre Schätzung und ist der Einsatz an

Menſchenleben für einen Bodengewinn von 300 Geviertkilometern, alſo von etwa 2000 Mann auf jeden zurückerkämpften Quadratkilometer des grauenvoll verwüſteten, in eine Einöde verwandelten Bodens.

Der Durchbruch war das Endziel dieſes ungeſtüm-gewaltigen Angriffs: „Die Phaſe der Verteidigung der Ziviliſation und der nationalen Forderungen", ſchrieb ein Ententepolitiker bei Beginn der Offenſive, „— des Programms, auf dem ſich der heutige Vierverband geeinigt hat — iſt jetzt vorüber. Es beginnt die Rachephaſe! Man kämpft nicht mehr für die Rettung der ſchon ſeit ſo vielen Jahren von Deutſchen und Oeſterreichern unterdrückten Völker. Die Furcht, daß Deutſchland ſiegt und die Karte Europas zeichnet, beſteht nicht mehr. Es gilt jetzt, den Krieg zu verlängern, weil die Kulturvölker an den Barbarenvölkern Rache nehmen wollen. Hierin ſind alle einig, von Lloyd George bis Biſſolati, von Briand bis Protopopoff!"

Die „Rachephaſe", unter dieſem Zeichen hofften ſie zu ſiegen, mit dieſer Phraſe rennen ſie in fürchterlicher, grauſamer Eintönigkeit immer und immer wieder fruchtlos und blutig zuſammen-

ter den nervigen Streichen der Feldgrauen und ihrer französischen Helfer, und schwarzlockige Mädel und Frauen banden sie zu Garben und bauten sie kunstvoll aufs Stoppelfeld. Erntezeit! Deutsche Ernte in Feindesland! Soweit das Auge reicht, sind die Felder voll schnittreifen Kornes, und die Sense saust und die Sichel klingt und singt das uralte Lied von Erntefreude und Erntedank. In Strömen rinnt der Schweiß, aber was da unter jedem Streich zu Boden sinkt, ist des Schweißes der Edlen wert, und deshalb lachen auch unsere Braven im Waffenrock der Anstrengung, die braungebrannten Gesichter strahlen in Festtagsfreude und jeder Sensenstrich ruft und jauchzt: „wir schneiden Euch Brot fürs kommende Jahr!"

Ganz leise nur noch dröhnt aus weiter Ferne der dumpfe Donner der Geschütze herüber, hier nur klingt das Dengeln der Sensen und das Knattern des eigenen Autos.

Weiterhin schweift der Blick über das segenschwere, grüne Land. Auf steil aus der Ebene aufsteigendem Hügel steht scharf und im rötlichen Morgenlicht das Wahrzeichen von Laon: die Kathedrale. In vielzackiger Silhouette hebt sie sich deutlich vom Himmel ab, Sonnenblitze befun-

ken ſie und glitzern auf den glatten Schieferdächern der hellen Häuſer, die in anmutigem Wirrwarr verſteckt rings im Grünen, um die Kathedrale herumliegen. Aus den Kaminen ſteigen ſchwarze Rauchſäulen kerzengerade in die Luft, drüben auf dem Bahnhof, der tief unter der Stadt liegt, pfeifen die Lokomotiven und rollen die Züge, und hoch im blauen Aether zieht ein weißes Flugzeug ſeine Kreiſe um die Kathedrale. Ein Bild tiefſten Friedens, deutſcher Regſamkeit und ländlicher Ruhe. Und iſt doch eine Stadt in Feindesland, eine Feſtung ſogar: Laon.

Auf herrlicher, verſchlungener Straße faucht das Auto den ſteilen Berg hinan, der zur oberen Stadt führt. An duftenden Blumenbeeten vorbei, durch einen grünen Park führt der Weg. Verlaſſen ſteht der blauangeſtrichene, halbzerfallene Muſikpavillon, von dem ehedem rotbehoſte Artilleriſten dem begeiſtert lauſchenden Volk die Marſeillaiſe ſpielten, verlaſſen der grüne Spielplatz und die lauſchigen Pfade. Nur die rauchgeſchwärzte Zahnradbahn quält ſich ſchnarrend und polternd den Berg hinan, aber, der ſie führt, iſt ein deutſcher Soldat, und keinen Pfennig koſtets für die Feldgrauen, die ſie benutzen.

Und droben ſtehen wir vor der uralten, hohen Kathedrale in dem leidenſchaftlich-fanatiſchen Architekturwillen ihrer noch unfertigen Gotik, auf deren rötlich ſchimmerndem Geſtein die Sonne ſpielt. Feldgraue Soldaten und barhäuptige Franzöſinnen kommen aus dem hohen, nun bretterverſchalten Portal, noch ernſt und ſtumm vom ſtillen, heißen Gebet. Es iſt ein heiliges Fleckchen Erde, auf dem wir ſtehen; nicht nur, weil das hohe Gotteshaus mahnend vor uns emporſteigt, heilig, ob ſeines ehrwürdigen, grauen Alters. Schon im dritten Jahrhundert ſangen junge Chriſten unter Sankt Beatus an dieſer Stelle in unterirdiſcher Kapelle Gottes Lob, und alle Biſchöfe, die ihm folgten, bauten an dem Gotteshaus, das bald auf der Erde errichtet wurde, herum. Biſchof Adalbert von Laon hat über 50 Jahre ſeines Lebens dazu benutzt, das Werk zu vollenden. Aber am 25. April 1112 ging der ſtolze Bau in der Revolution gegen den engliſchen Biſchof Gaudry in Flammen auf, und erſt Bartholomäus de Vir war es beſchieden, den Grundſtein zu der heutigen Kathedrale zu legen, die erſt im Anfange des 13. Jahrhunderts zum Teil vollendet wurde. Wie alle alten Kirchen dieſer Art hat auch Notre

Dame von Laon eine wilde, oft blutrauchende Geſchichte, und was die Stadt Laon erlebte, war immer in erſter Linie Erlebnis des ſtolzen Baues. Nach alter Chriſten Brauch hat man ſie auf der höchſten Stelle des Bergrückens errichtet, genau in der Längsrichtung von Oſt nach Weſt. Bis zu 60 Metern ſteigen die gewaltigen, luftig-durchbrochenen Türme empor und ſind ein Wahrzeichen dieſer ſtillen Stadt, das weit in die Lande ragt.

Die Straßen der Stadt ſind, wie die aller franzöſiſchen Provinzſtädte, eng und winklig. Die Läden ſind meiſt geöffnet, aber der Nachſchub der Waren fehlt und deshalb können ſie nur wenig feilbieten. Nur die Gemüſeläden ſind wohlgefüllt und bieten ihre ſchmackhaften Waren in ſauberen Schaufenſtern dar. Artiſchocken und hellrote Mohrrüben, weiße und ſchwarze Rettiche, neue Kartoffeln und friſchgrüner Salat, alles was des Feinſchmeckers Gaumen begehrt, iſt zu billigen Preiſen zu haben.

Draußen, am anderen Ende der Stadt, hinter der ſchönen alten Porte de Chenizelles, dort, wo die Ecole Normale auf die maleriſche Stadt zu ihren Füßen ſchaut, haben deutſche Künſtler einen ſtillen Hain geſchaffen: den Heldenfriedhof von

Laon. Unter der kundigen Hand feldgrauer Künſtler iſt der weiße Kreideſandſtein der Champagne zu prächtigen Denkmälern umgeformt worden. Ein gewaltiger ruhender Löwe ſchließt den Hauptweg würdig ab, zu deſſen beiden Seiten unter kühlem Raſen und duftenden Roſenſträuchern manch braver deutſcher Soldat ausruht von heißer Arbeit auf blutigem Feld. Unter all den vielen Gräbern, die eine grauſige Sprache reden, iſt eines, das mich tief ergriffen hat: ein ſchlichtes, ſchmales Grab, auf dem ein einfacher Stein in knappen Worten kündet, daß hier eine Schweſter vom Roten Kreuz den letzten Schlaf tut. Der Soldat zieht hinaus ins Feld und iſt jederzeit gewärtig, dem Senſenmann ins Auge zu ſchauen, aber das junge Weib hier, das freudig hinauszog, andern zu helfen, dachte nicht an den Tod, als die Bombe des Fliegers ihrem jungen Leben ein Ziel ſetzte.

Am 22. Juli 1916 ſind ſie wieder über Laon geweſen, am hellen Nachmittag kamen ſie durch den Aether geſegelt und ſchreckten die ſtille Stadt aus ihrer beſchaulichen Sommerruhe. Berſtend und krachend fuhren die Bomben hernieder, und die dort droben mögen wohl ſtolz ob ihrer Heldentat heimgekehrt ſein. Was aber war's, das ſie

erreichten? Einige französische Privathäuser sind zerstört, eine alte Französin wurde schwer verwundet und drei kleine Kinder starben an den Bombensplittern ihrer Landsleute.

— — — — — — — —

Und wenige Tage später geht es wieder der Somme entgegen! Nie sind größere Menschenmassen in solch kurzer Zeit und mit solcher Schnelligkeit hin- und hergeworfen werden wie in diesem Kriege. Das Wandern ist den Soldaten von heute zur zweiten Natur geworden und ganz erstaunlich ist die Bedürfnislosigkeit des Feldsoldaten, der doch vor gar nicht langer Zeit auch einmal ein ziviliſierter Mensch war.

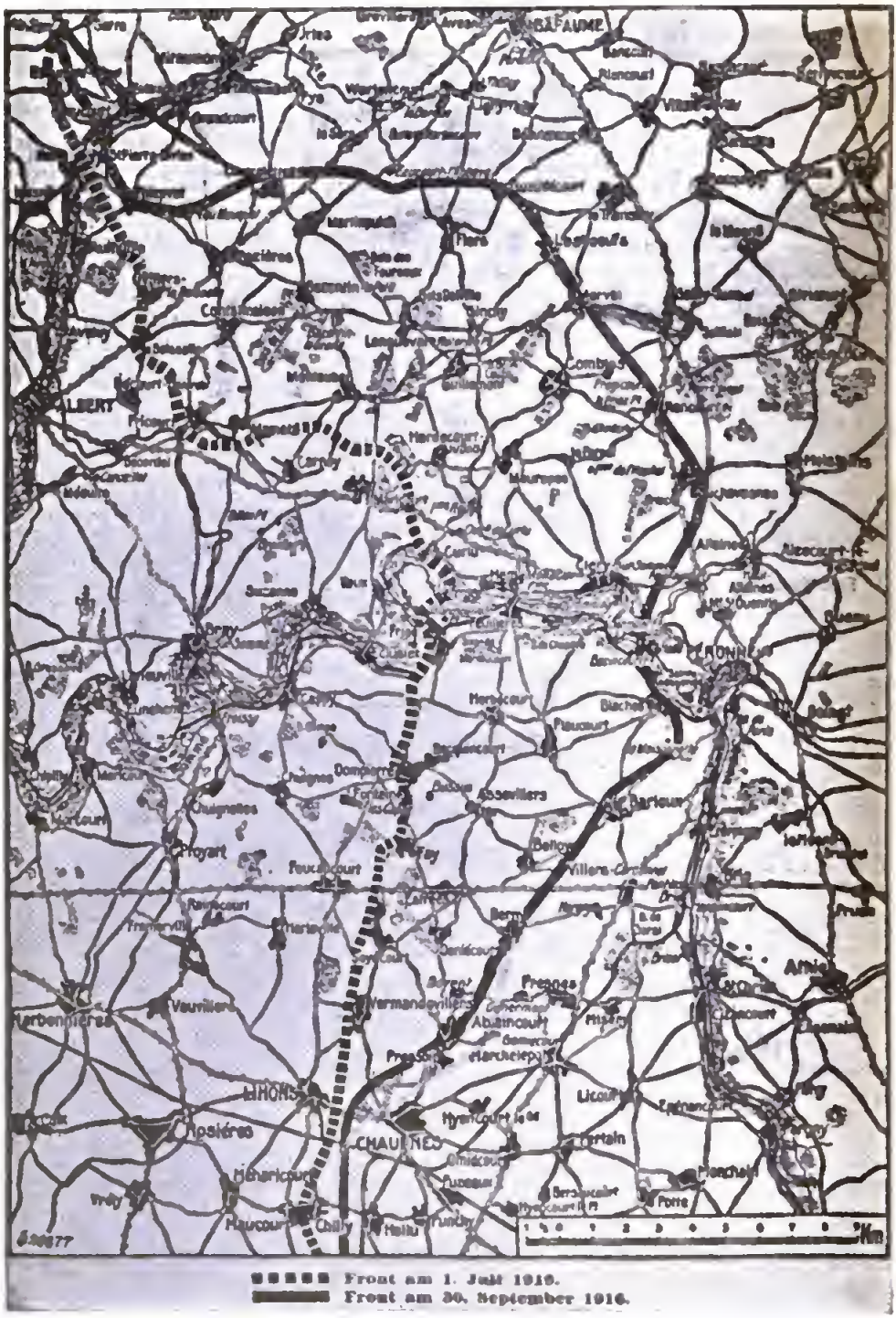
Zigeuner sind wir alle geworden. Gestern noch fühlten wir uns wohl im sonnigen, traulichen Laon, heute hocken wir schon wieder in der fruchtbarfeuchten Sommeniederung.

Es war wieder eine schöne, herrliche Fahrt durch das schwergeprüfte Land. Auf breiten weißen Straßen saust das Auto dahin, und je näher wir der Somme kommen, desto stärker rollt der Donner der Geschütze von Westen herüber, desto ausgefahrener, kotiger werden die Straßen, desto stärker der Verkehr von und zu der Front.

Vorbei an herbſtroten Wäldern und troſtlos-traurigen Brachfeldern, an Maſſengräbern mit weißen Kränzen und traurigen Ueberreſten von Flecken und Dörfern geht unſer Weg. Landſturm hält Zucht und Ordnung aufrecht im deutſchen Frankreich, und wo einſtmals Schmutz und Wirrſal herrſchten, iſt jetzt peinliche Sauberkeit und Ordnung. Aber ſo wohltuend auch die Militärherrſchaft iſt, das Volk haßt uns doch aus tiefſter Seele. Auf dieſer Fahrt iſt es mir wieder einmal klar geworden, wie unrecht wir Deutſche haben, wenn wir die Franzoſen für ein bemitleidenswertes, irregeführtes Volk halten, gegen das wir innerlich keine Feindſchaft hegen. Dieſe Weichherzigkeit iſt gefährlich, weil ſie die tatſächliche Sachlage verkennt. Die Franzoſen ſind vom 70er Krieg an planmäßig und rückſichtslos aufgeſtachelt worden gegen alles, was deutſch heißt. Aber nicht die Verhetzung und die Verleumdung allein ſind ſchuld an dieſer beiſpielloſen Gehäſſigkeit, ſondern zwei Weltanſchauungen ſind es, die hier einander gegenüberſtehen. Die Mittelmäßigkeit des Frankreichs von heute kämpft gegen alles, was dieſes Mittelmaß überſteigt, was ihm ſeinen Ruhm aus früheren, größeren Tagen ſtreitig machen könnte.

Bei aller Freundlichkeit der französischen Zivilbevölkerung gegen die Machthaber, habe ich mich stets des Gedankens an eine Katze nicht erwehren können, die sich ruhig streicheln läßt, um plötzlich loszukrallen. Nicht vergessen darf man, daß der Krieg schwer auf allen diesen Menschen lastet und sie ernst und mürrisch macht. Sie können ihr Land nicht bestellen, weil es an Kräften dazu mangelt; ein strenges Verbot weigert ihnen das Verlassen ihrer kleinen Dörfer, so hören und sehen sie nichts als das, was in den Straßen ihrer engsten Heimat vorgeht, außer vielleicht den dumpfen Donner der Kanonen an der Somme. Da verlernen sie bald das Lachen und werden kopfhängerisch und schwermütig.

Sommekanal bei Bethencourt.




Die Sommefront.

# Nachtmarsch zur Sommefront.

Die Nacht ist kühl, aber sternenklar. Von Westen her weht ein leiser Wind, und Millionen Diademen gleich glitzern die Sterne. Dort o b e n ist Ruhe und Frieden; hier u n t e n aber ist quirlendes Leben in allen Ecken und Winkeln, Geschützdonner rollt ohne Pause wie ewiges Ungewitter von den nahen Höhen und aus den sumpfigen Tälern, in denen tückischer, ungesunder Nebel braut. Die Schlacht ist nahe, das Gebrüll von abertausend Feuerschlünden springt uns an. Kolonnen, lange Wagenreihen, schieben sich wie ein endloser Heerwurm über die zerfahrene Straße. Sie tauchen aus tiefster Nacht wie aus dem Nebel auf, man hört nur das Aechzen der Wagen, das Knarren der Räder und den gleichförmigen Trott der Pferde. Kommen sie aber in dämmerndem Dunkel heran, dann wachsen sie abenteuerlich, riesengroß vor dir auf wie gewaltige Gespenster. Hier und dort glimmt im Dunkeln eine Zigarre, Fuhrmannsflüche, derb und grollend, werden laut, und hin und wieder tanzt eines kläglichen Oelfunzels flackerndes Licht in gelben Zuckungen über bärtige,

verdrossene und schmutzstarrende Gesichter. Die Straße ist zerwühlt, zerfahren, von Granaten zerhackt. Die Räder versinken in Dreck und aufspritzendem Schlamm, die Gäule stürzen und stolpern über Granattrichter und abgeschlagene Baumzweige; Autos mit abgeblendeten Lichtern knattern langsam und bedrohlich durch das Gewirr und nur die müden Männer auf den Munitionswagen, den Bagagekarren und den dampfenden Gulaschkanonen schlafen, schlafen fest und unerschütterlich und träumen von der Heimat, von sonnigen Feldern und lachenden Kindern. Das alles zieht wie ein abenteuerlicher Spuk vorbei.

Die Front ist nun nahe, das Schimpfen und Knurren wird zu einem leisen Geflüster, wie wenn alle fürchteten, das tobende Ungeheuer da drüben durch ein unbedachtsam lautes Wort hierher zu lenken. Taschenlampen, tief gehalten, blitzen gedankenschnell auf; vor uns schwanken schwerfällige Golem-Gestalten, runde Stahlhelme, ragende Gewehrläufe: ablösende Infanterie. Nun kommen auch Verwundete von vorn, rotes Filigran in den erdigen Gesichtern. Langsam schleichende Gestalten, den Kopf verbunden mit blinkendem Mull, oder die Hand, daraus es lang-

sam, langsam rot sickert und das weiße Tuch rot und bräunlich färbt: B l u t zeichnet ihren Weg. Und jetzt ein Dorf. Zerschossen, zerspellt Türme und Dächer; Brand- und Blutgeruch. Menschenheime, Scheunen und Viehställe sind in- und gegeneinander gerammelt. Verkohlte Stumpfe ragen in die Morgendämmerung, hier schwelt es aus brennend-dumpfigem Stroh, dort qualmt der letzte Rest eines Heims, und über uns singen die Eisenvögel unabläßig, bahnen sich pfeifend einen Weg durch die weichende Luft und enden krachend und stinkend mit neuem Verderben. Das Leben aber drückt sich scheu an den Ruinen entlang, eilend, in wahnsinniger Hast, denn bald ist es hell, dann sehen die drüben alles, was hier geschieht, dann muß alles Leben erstorben sein, hier im Dorf. Wenn die Sonne leuchtet ist das Leben tot. Ironie des Schicksals, wenn das L e b e n sterben muß vor der Lebenspenderin Sonne. — —

Noch ist es N a c h t. Es dämmert nur ein wenig und diese Dämmerstunde vergröbert das unendliche Grauen ins Ungeheuerliche. Flucht einer, daß sein Pferd gestürzt ist, schreien und stoßen andere dahinter, fahren ineinander, knarren die Räder, kreischen die Achsen und trottet schwerbeladen,

unabläſſig, ſtumm und ſtill wie ein Geiſterheer: deutſche Infanterie.

Da ſetzt der Herzſchlag für einen Augenblick aus. Heimwärts jagen die Gedanken: ſo müßtet Ihr ſie ſehen, Eure Brüder, wie ſie zäh, verbiſſen durch die ſchmutzige Nacht waten, ohne Worte, Mann an Mann, Schritt für Schritt, dem Grauen, der Hölle entgegen! Das ſind die Helden der Somme, vor denen Ihr daheim dankbaren Herzens auf die Knie fallen müßtet, weil ſie das Unmenſchliche, das Unfaßbare mit ſtoiſchem Märtyrermut tragen, weil ſie in den Tod gehen, wenn Ihr in euren warmen Betten liegt.

Die Erde zittert und pocht, das brüllende Toſen, das rollende Donnern verſtärkt ſich und hat kein Ende. Vernichtung hämmert ihren Weg. Die Erde zerreißt, zerfetzt und ſprüht Rauch und gierige Flammen. Blutrot ſteht der Himmel, in den roten Weiten zucken fahle, gelbe Blitze, ſprühen Leuchtſignale auf und tänzeln funkelnde Raketenſterne. Gedankenſchnell lohen gewaltige Feuergarben empor, ſpritzen mit zuckenden Strah-

len hierhin und dorthin und sinken prasselnd wieder in sich zusammen. Ein herrliches, grausiges Feuerwerk, zu dem der Eintritt nur das Leben kostet. Da vorn aber, ganz vorn, wo der blutgierige gefräßige Rachen sich immer weiter frißt, wo Häuser und Schlösser, Dörfer und Städte, Wiesen und ernteschwere Felder von der bellenden Eisenbrut zerbleckt, zernagt, zerschunden und eingehämmert werden, wo Splitter, Eisen und Erde in allen Lüften sausen und surren, wie zur Sommerszeit die Mücken über dem Sumpfland, dort, ganz vorn liegt seit Tagen, Wochen und Monden das deutsche Fußvolk! Und hält unerschütterlich mit Menschenleibern, was die Todesmaschinen von drüben mehr und mehr zertrümmern. Was aber das Fabelhafte ist an diesem Durchhalten, das ist dieses: der Sieg des eisernen, unbeugsamen Willens über die Nerven. In dieser Orgie der Vernichtung noch die Nervenkraft zu besitzen, Gegenangriffe und Patrouillengänge zu machen, das ist das Große, das Gewaltige in diesem Kampf der Nerven gegen Maschinen. — —

Der Morgen dämmert, im Osten schimmert durch weichen Morgenglast ein feiner rötlicher

Streifen und wächst und wächst und funkt mit jähen Blitzen am Horizont empor und entzündet das Firmament, daß es heller und heller schimmert. Da kriecht es grüngelb und atemraubend, stickig heran, quirlende Rauchwolken hüllen das Land ein. Die dort drüben wollen uns ausräuchern. Mit einem Male aber ändert sich die Luft, schnuppernd steigen aller Nasen in die Höhe: es duftet süß und lieblich nach Flieder, weich und einschläfernd:

„Wie duftet doch der Flieder!"

Aber da ist nicht Zeit zu Wagner-Reminiszenzen, das ist nicht der duftende Frühlingsflieder vor Hans Sachsens Werkstatt, das ist tückisches, giftiges Gas. Gasmasken fliegen aus den Trommeln, alle Welt ist damit versehen, und in wenigen Sekunden sieht es so aus, als ob gespenstige Fabelwesen von dieser Erde Besitz ergriffen hätten und hier ihr Wesen treiben.

Abends aber liest der geruhsame Bürger in seinem Leibblatt: „Der Feind blies Gas ab!" und vermag sich nicht viel dabei zu denken. Die da vorn aber atmen viertelstundenlang künstlich gereinigte Luft und tragen geduldig noch eine Qual mehr zu all' den Qualen dieses Völkermordens.

# Kampf im Sumpf.

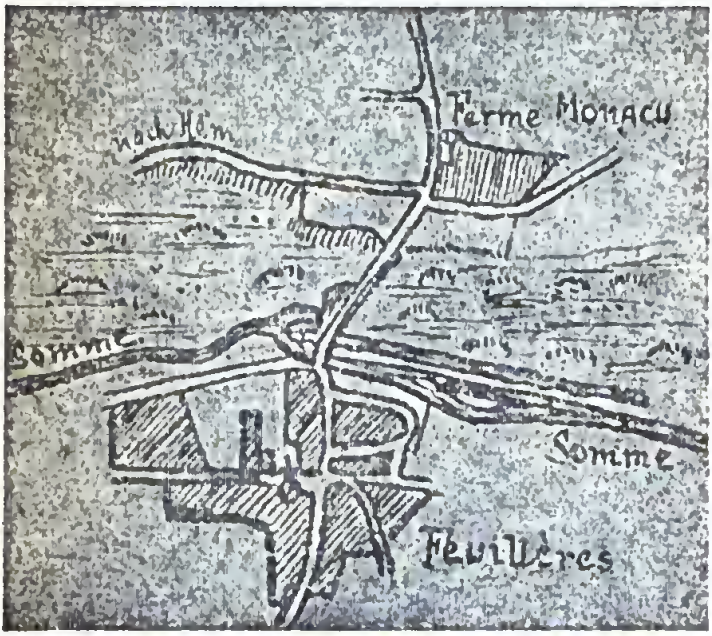
Der Franzmann trommelte wieder nach ſeiner Weiſe. Hunderte und Tauſende von Granaten barſten krachend, ziſchend und ſtinkend drüben auf dem kleinen Hügel und wühlten immer und immer wieder das Erdreich um, platzten mit brüllendem Toſen in den Grundmauerfetzen der Ferme Monacu und loderten ſprühend an dem halbverkohlten Stumpf, der der letzte Reſt dieſer ehemaligen pikardiſchen Farm war.

Es war ein böſer Winkel, dieſe Ferme Monacu, weil er das Sumpfgelände der Somme überhöhte und jedem, der ihn beſaß, die Möglichkeit gab, dem Gegner den Uebergang über die Sommebrücke zu verwehren, die hier das von den Franzoſen beſetzte Feuillères mit dem ebenfalls franzöſiſchen Hem verband. Die Brücke hatte zwar ein gewaltiges Loch, das deutſche Pioniere ihr zugefügt hatten, aber der Feind ſuchte dennoch immer wieder Gelegenheit, hier die Somme zu überſchreiten. Das aber war ſchlechterdings unmöglich, ſolange noch deutſche Maſchinengewehre und Scharfſchützen die Brücke unter Ferme Monacu beſtreichen kon-

ten. Das fühlten auch die Franzoſen, und deshalb behämmerten ihre Geſchütze, die öſtlich Feuillères ſtanden, ununterbrochen mit aller Kraft dieſen kleinen Hügel, der kaum einer Maus noch Schutz bot, geſchweige denn einem deutſchen Verteidiger. Und doch waren die verflixten „Boches" immer zur rechten Zeit da, wenn weiße und farbige Franzoſen in gewaltigem Sturmlauf ſich der Ferme näherten. Berge von Leichen umſäumten die Stätte, ein Golgatha für alle, die nahe kamen. Und immer wieder verſuchten die Franzoſen die deutſchen Verteidiger zu faſſen, die ſie für dumm genug hielten, in den zerſchoſſenen Gräben zu ſitzen, die ſich angefüllt mit Steinen und Geröll, kurz und klein geſchlagen vor dieſer Ferme hinzogen. Faſt ein halbes Hundert Mal verſuchten die Feinde mit immer neuen Sturmkolonnen das armſelige Stückchen Erde zu nehmen, das ihnen den näheren Weg nach Hem immer noch verwehrte. Sachſen waren es, die hier lagen, eine einzige Kompagnie eines ſächſiſchen Reſerveregiments unter Führung eines Leutnants, die dem Franzmann in furchtbarem Ringen gegenüberſtand.

Dem Franzoſen war dieſe beiſpielloſe Zähigkeit unbegreiflich; das war kein Trommelfeuer

mehr, das war ein — Paukenfeuer, was er auf dieſe zertrümmerte Ferme richtete. Alle Kaliber tanzten hier zu allen Stunden einen wilden, donnernden Reihen und manchmal trommelte der verſchwenderiſche Franzmann ſogar mit ſchweren




Skizze zu „Kampf im Sumpf.“

Minen, deren er 250—300 von je einem Doppelzentner in 30 Minuten herüberwackeln ließ. Und wieder folgte ein heftiger Angriff und wieder mußten die Senegalſchützen den unwiderſtehlichen Sachſen mit blutigen Köpfen weichen. Niemand drüben kannte das Geheimnis dieſes plötzlichen

Auftauchens der Verteidiger, niemand drüben hätte solches auch für möglich gehalten.

Denn die Sachsen lagen garnicht in der unmittelbaren Nähe der Ferme, die die Franzosen so nutzlos wütend „beharkten", sie lagen im — Sumpf der Somme. Nur ein Posten lag oben bei Ferme Monacu, in irgend einem der zahllosen Sprengtrichter und hielt treue Wacht für die dort unten, die Stunden, Tage und Nächte im Sumpf hockten. Wie wollt Ihr daheim denen danken, die hier das Uebermenschliche geleistet, was kaum ein Teufel ersinnen mag. Keinen trockenen Faden am Leibe, bis an das Kinn in eklem Sumpf und nichts zu essen als „eiserne Portionen" und bittere Franzosenschokolade, die der gefallene Feind des Nachts liefern mußte, ebenso wie das Trinkwasser für die Verwundeten, das sich in den französischen Trinkflaschen befand. Denn die andern darbten und dürsteten für die Verwundeten, die sich in schaurigen Fieberdelirien auf ihren harten Lagern aus Schilfstroh und Farren wälzten, auf den aus dem Wasser ragenden Baumwurzeln, den einzigen trockenen Plätzen, die die „Stellung" bot. Sie durften nicht stöhnen, durften nicht schreien, mußten mit siechem Leib ausharren im Fieberbrand

von ſchlammigem Waſſer umgeben, das trügeriſche Kühlung — ſicheren Tod verſprach. Die Geſunden aber — krank, erkältet waren ſie ſchließlich alle — hegten und pflegten ſie und wachten für ſie, damit ſie nicht laut klagten und den Franzoſen heranlockten, der ſo nahe war, daß man in ruhigen Nächten ſeinen Flüchen lauſchen konnte. Nicht ein Biſſen warmes Eſſen kam in all den Tagen über ihre Lippen. In Bruch und Schlamm harrten die Helden Tag um Tag und brachen triefend vor Näſſe vor, wenn der Feind Monacu Ferme im Sturm nehmen wollte. Es war ein niederträchtiges, aufregendes Spiel, das ſich hier faſt alltäglich wiederholte. Sobald die franzöſiſche Infanterie zum Sturm vorging und ihre Artillerie das Feuer verlegte, waren die Sachſen zur Stelle und bereitetem dem verblüfften Gegner blutige Niederlagen, um ebenſo ſchnell wieder im Sumpf zu verſchwinden, wenn das wütende Artilleriefeuer wieder begann.

Viele Tage und Nächte lang harrten die Sachſen im Sumpf aus. Der hohe Wald ſchützte ſie vor Fliegerſicht und damit vor Artilleriefeuer und der Franzoſe kam nicht auf den kühnen Gedanken, den hartnäckigen Gegner im Sumpfwald zu ſuchen.

Schrecklich räumten die deutschen Maschinengewehre jedes Mal unter den heranstürmenden Franzosenmassen auf, der Leichenwallberg wurde größer und größer und auch manch' Tapferer der Heldenkompagnie blieb auf dem Plan. Nachts wurden die toten Kameraden zurückgeholt und ihnen ein ehrliches Kriegergrab in dem feuchten Boden bereitet. So schmolz die Kompagnie zusammen; aber noch gehörte Ferme Monacu uns, noch hämmerte von dort alltäglich deutsches Blei in ächzende und stöhnende Menschenmassen.

So ging es nicht, das sah der Franzmann langsam ein; deshalb baute er in langen Tagen von Hem aus einen kunstgerechten Tunnel, um von diesem aus vorzubrechen, aber sobald ein „Poilu" die Nase aus dem Loch bei Ferme Monacu steckte, gab ihm der sächsische Wächter eins drauf, daß er das Wiederkommen vergaß. Das ging so viele Tage lang, da hatte der Franzose die deutsche Kriegslist ergründet, da hatte er den naßkalten Unterschlupf der Sachsenkompagnie gefunden und nun brach die Hölle los.

Zu all den Qualen und Schrecken des Aufenthaltes im Sumpf tritt nun ein wütendes Feuer der feindlichen Artillerie aus allen Ge-

ſchützen. Die wenigen trockenen Wurzelinſeln werden herausgeriſſen und untergetaucht, Bäume ſplittern und zerſpellen klatſchend in dem aufgeregten Waſſer der Somme, das wie in einem Hexenkeſſel brodelt und aus dem haushohe Waſſerſäulen rauſchend emporgeſchleudert werden. Baumſplitter, Schlamm und glühende Eiſenfetzen füllen die dumpfe Luft, ſtickiger Schwefelqualm liegt auf dem ziſchenden Waſſer und das Donnern und Toſen iſt ſo ſtark, daß den Leuten das Trommelfell platzt und zu all' den anderen Schrecken noch wütende Ohrenſchmerzen treten.

Doch die Braven halten aus in Feuer und Sumpf, niemand denkt ans Zurückgehen. „Der Flußübergang muß ſolange wie möglich verhindert werden" ſo lautet der Befehl und die Sachſen — verhindern ihn! Doch hinten hat man von der Not der Tapfern erfahren, das Telefon ſummt, aber die Verſtändigung in dieſem Höllenſchlund iſt unmöglich! Endlich, endlich nach langem Verſuchen gelingt die Uebermittlung des erlöſenden Befehls: „Die Stellung ſoll aufgegeben werden." Die Stellung aber iſt ein brodelnder, kochender Sumpf, auf dem zerſplitterte Bäume treiben, ſich ſtoßen, drängen und aufbäumen, die Stellung iſt

eine geifernde Waſſerfläche, über die hinweg man ſachte und vorſichtig die Verwundeten trägt, ſachte und leiſe und langſam, langſam, damit ſie nicht weiteren Schaden nehmen.

So kehrten ſie zurück aus der Schlacht im Sumpf, deren Schrecken und Grauen keine Feder, kein Pinſel beſſer zu ſchildern vermag, als die todesmatten fiebrigglänzenden Augen der ſächſiſchen Musketiere, der Helden von Ferme Monacu!

# Trommelfeuer.

Der Amboswald, südwestlich von Ablaincourt, war ein Wäldchen aus kleinen dunklen Kiefern und Kusseln, winzigen frohgrünen Birken mit weißen Stämmen und kleinen verkrüppelten Buchen. Auch zwischen den niedrigen Fichten hatten früher große Bäume gestanden, die aber waren von den Unseren in fleißiger Nachtarbeit umgelegt worden, damit das Schußfeld immer freier werde.

Tag für Tag nun schoß die französische Artillerie in die deutschen Gräben, Flieger erkundeten die Ergebnisse, und immer wirkungsvoller, immer besser war die feindliche Vernichtungsarbeit. Doch auch der Deutsche antwortete fleißig, hüllte die feindlichen Linien in dichten Staubnebel, funkte hierhin und dorthin und ließ denen da drüben keinen Augenblick Ruhe.

So kam der 21. Oktober 1916 heran und mit ihm kam das Unerhörte, kam das Grausen.

„Es war ein orkanartiges Artilleriefeuer", schreibt der Feind und diesmal hat er nicht gelogen.

Schon in der Nacht ging es los, das gleichmäßige, zermürbende Wirkungsfeuer wurde zu ei-

nem rasenden Wirbel. Das Donnern der Geschütze übertönte jedes andere Geräusch, der Lärm erfüllte die Luft und legte sich auf die Atmungsorgane. Es war in allen Lüften und auf Erden ein Zerspringen, ein Zischen und ein Tosen von Geschossen. Das Krachen der krepierenden Granaten, das heulende Singen der ganz schweren Kaliber, das helle Knallen der leichten Feldgeschütze und das seltsam hohle Verpuffen der Schrapnells, alles das vereinigte sich zu einem furchtbaren, infernalischen Konzert, wie es fürchterlicher keines Menschen Geist ersinnen kann. Die Luft war ein einziges Dröhnen. Stundenlang nun tobte die wilde Jagd in den Lüften, das Prasseln, Knattern und Heulen jagte über den grauwolkigen Himmel, berstendes Krachen kündete den dröhnenden Aufschlag. Wenn die brüllende Eisenlast in Atome zerspritzte, brachen in dem kleinen Walde die Bäume unter ihrer Wucht zusammen, zerspellte, brennende Stämme wurden in die Luft geschleudert und gelbe, leckende Flammen fuhren aus dem Unterholz lodernd in den Qualmschleier und dicke schwarze Rauchschwaden standen wie ein ekles Leichentuch darüber.

Gigantische Fontänen von Rauch, Erde, Holz, spritzen überall hochauf, sinken wieder in sich zu-

Blick auf Laon.

Die Kathedrale von Laon.

ſammen, fluten an anderer Stelle wieder empor, der ganze Wald iſt ein rauchbedeckter feuerſpeiender Vulkan aus dem die Blitze platzender Granaten rot und fahlgelb gräßlich aufzucken.

Hoch über und weit hinter uns hängt ein Feſſelballon am Himmel, die Herbſtſonne färbt ihn leuchtend gelb, drüben über dem Fluß ſteht noch einer und weiterhin wieder einer — an der ganzen Front entlang kann man ſie verfolgen. Weithin ſichtbar kleben ſie gelb am dunſtigen Himmel. Unter und neben dem, der uns am nächſten ſteht, tauchen kleine weiße Wölkchen auf, werden immer mehr, zerſtieben und kommen wieder, die Franzoſen funken nach ihm. Von Norden her ſchnurrt jetzt am Himmel ein ſchwarzer Punkt hervor, bis er mit einem Male als ſtolzer Adler über unſeren Häuptern kreiſt. Hell wie ein Panzer glänzt ſein Gefieder im Sonnenſchein und deutlich unterſcheidet das Auge unter den Tragflächen das ſchwarze deutſche eiſerne Kreuz. Er ſpäht nach Beute! Jetzt — aus dem glänzenden Rumpfe des Vogels löſt ſich ein blinkendes Etwas, ſprüht auf, weiße Sterne kniſtern in der rauchgeſchwängerten Luft, zucken hierhin und dorthin und verpuffen im himmelanſteigenden Qualm.

Und im gleichen Augenblick verſtärkt ſich das Heulen in der Luft, die Granaten weinen wie Kinder durch den blauen Aether, andere muſizieren wie Harfen und alle wölben ſich zu einem Dom des Todes für die, die ſtumpf und geduldig in den Gräben hocken. Dieſes bellende, ziſchende Hinſauſen der Granaten über die Köpfe macht ſelbſt alte Soldaten grauſen, das dumpfe Aufkrachen der Projektile am Ziel, wie wenn ein urgewaltiger Rieſenhammer mit gigantiſcher Kraft in die Erde geſchlagen wird, fährt in alle Knochen. Da hocken tauſende in Schmutz und Lehm, in Näſſe und Kälte und harren des Augenblicks, da der zähe Feind vorbrechen wird.

Ihr mögt daheim darben und der Sorgen Kelch bis zur äußerſten Neige leeren, was iſt alles dies gegen das martervolle, nervenpeitſchende, tatenloſe Warten auf das Große, Gewaltige, auf den Sprung in den Tod! Nicht das jubelnd vorwärtsſtürmende „Deutſchland, Deutſchland über alles", nicht der unaufhaltſam, urgewaltig vorbrechende Sturmesſang deutſcher Infanterie wird Deutſchland den Sieg erringen: das iſt Erlöſung, iſt Befreiung! Das unerſchütterliche Stilleſein, das gräßliche unerträgliche Warten in muffigen Erdhöhlen,

die deutſche Manneszucht im Schützengraben iſt der größte Heldenmut.

Und die Kanonen donnern die ganze Nacht und den halben Tag! Ungeheure Rauchfahnen wehen vom Feinde zu uns herüber, die Luft iſt erfüllt von einem ſtechenden, beizenden Qualm und Myriaden feiner Staubkörnchen, man muß die Augen ſchließen, weil ſie ſchmerzen. — Jetzt läßt das Trommelfeuer ſcheinbar etwas nach, aber noch einmal ſprühen brüllende Granaten ihren Abendſegen in die Gräben, noch einmal zittert die Erde und dampft die Luft: Trommelfeuer! Dann plötzlich läßt es faſt ganz nach. Nur die ſchweren Geſchütze ſchießen weiter, aber langſam, nicht mehr mit der raſenden Geſchwindigkeit.

Drüben ſieht man graue Geſtalten vorwärtsſchnellen.

Sie kommen; in tiefen Gliedern wogen ſie heran, näher und näher. Nur wenige Schüſſe hemmen ihren Lauf, da iſt kaum noch einer im Graben, der nicht verwundet oder verſchüttet iſt. Der Amboswald muß aufgegeben werden, — für ein paar Stunden oder ein paar Tage, das iſt ja alles ſo gleich, denn eine Stellung gibts nicht mehr. Nichts mehr von alledem, was war. Das

grüne Laub iſt verſchwunden, zerſtampft, zerſchlagen, hingemäht der Wald, nicht ein grünes Fleckchen iſt mehr zu ſehen, ein kahler, dampfender, ſtaubiger und gelbbrauner Krater iſt übrig geblieben, die ganze Gegend hat ein anderes Geſicht bekommen, es iſt alles wüſte und traurig geworden. Ein Erdbeben durch Menſchenhand hat das Antlitz der Erde verändert: Trommelfeuer.

# Die Tage vom Bois St. Piere Vaaſt.

Die Tage vom Peter Vaaſt-Walde ſind vorüber. Die Orgie der Vernichtung iſt einer tiefen Erſchöpfung gewichen, aber noch zittert jeder Nerv, noch rauſcht das Blut heiß, wie gepeitſcht in den Adern. Das war der Tag vom Bois St. Pierre Vaaſt, der 12. Oktober anno 1916, den keiner vergeſſen wird, der ihn überlebte. —

Schon lange warf der Franzoſe begehrliche Blicke auf dieſe einſt ſo ſchöne, von Pappeln beſäumte breite Straße, die nördlich von Bouchavesnes über Sailly-Le Transloy nach Bapaume führt, auf dieſe Straße, die nun nichts anderes mehr iſt, als ein grauweißes Band von Granatlöchern, die ſich dicht an dicht durch das Land ziehen. Mehrfach ſchon hatte der Franzmann verſucht, ſie in ſeine Hand zu bringen. Aber der 12. Oktober ſollte das oftmals begonnene, nie vollendete Werk krönen: hier ſollte der Durchbruch gelingen.

Schon am 9. Oktober begann der Tanz. Ein Tag voll wilden Kanonendonners und unerhörten Schlachtgetöſes. Die wackern Schleſier aber, die

Bayern und die sächsischen Schützen und alle die anderen, die hier tief unter der Erde in dumpfigen Unterständen lagen, hatten schon manch' wilden Schlachttag hinter sich und blieben vom Trommelfeuer unberührt. Das ging bis zum Morgen des 11. Oktober, dann aber begann der Feind ein ander Stücklein aufzuspielen. Berge von Stahl und Eisen heulten durch die Luft, alles zerwühlend, alles verwüstend, wohin sie schlugen. Da war bald kein Graben, war kein Unterstand, der nicht vernichtet, eingeebnet, nutzlos war. Raubvögeln gleich kreisen kecke Flieger über den Linien und sehen alles und leiten das Feuer auf alles, was da unten verdächtig scheint. Und verdächtig ist alles! Ununterbrochen funkten Batterien aller Kaliber und das Feuer nimmt ständig an Heftigkeit zu, steigert sich von Stunde zu Stunde und erreicht schließlich am Vormittage des 12. Oktober mit dem Einsatz allerschwerster Kaliber das höchste Maß dessen, was Menschenhand an Vernichtung zu leisten vermag.

Unter uns bebt und zittert die Erde. Die Luft ist voller rasender, todbringender Eisenfetzen, die in zitterigen Glutbahnen mit schrillem Heulen dahersausen.

Rancourt liegt unter Feuer! Rancourt und das kleine Wäldchen des heiligen Peter Vaaſt. Wer war der heilige Peter Vaaſt? Der Teufel mag es wiſſen, warum man dieſem Gehölz ſolch' friedlich beſchaulichen Namen gab, jetzt ſollte man ihn den „Wald des Grauens" nennen. Dieſes zermalmte, zerſplitterte, kleingehackte weißglänzende Splitterholz wird nie wieder grünen und blühen, der Tod iſt darüber hingegangen mit mähender Fauſt; der Wald des Peter Vaaſt war einmal.

Von feurig-lohenden Dächern wälzt ſich ſchwarzer, ſprühender Qualm über das aufſtöhnende Land, Häuſergerippe glühen im Dämmerlicht zahlloſer Brände und es ſtinkt nach Feuer und ſchwelendem Rauch und nach ekel ſchmorendem Fleiſch von verbranntem Vieh, das aus den Ställen nicht mehr zu retten war, das ſchon im Feuer fiel und nun zu Kohle brodelt. Meſſerſcharfer, klirrender Stahl raſt durch alle Lüfte, ſingende Schrapnells platzen mit biſſigem Kläffen, glühende Ungetüme fegen ohne Unterlaß über die zermarterte Erde und zerſchmettern alles, was unter ihre Pranken fällt. Dörfer und Städte machen ſie der Erde gleich, fliegen jaulend über Kilometerfernen

und ſuchen und taſten mit ſcharfen Krallen nach denen, die mit ihren Leibern das Vaterland ſchützen.

Fallſchirmleuchtkugeln mit qualvoll hellem Licht ſuchen die Stellungen ab, Minenwerfer ſpeien ihre klirrenden Wackeltöpfe herüber und allüberall im grellen Licht der gleißenden Leuchtſignale ſpritzt die gequälte Erde haushoch gegen den Himmel.

Die aber, die des Vaterlandes Schutzwall bilden in dieſer Hölle auf Erden, kauern tiefgeduckt in den kümmerlichen Reſten ihrer einſtigen Stellungen. Im toſenden Wirbel der brüllenden Eiſenlaſt, die unaufhörlich auf ſie herniederſchmettert, verſuchen ſie zu ſchlafen. Sie hocken in allen Mulden, liegen lang in eklen Waſſerlachen und kleben ſich eng an den naſſen, regenweichen Boden. Wenn ſie nur ſchlafen können, — — nur ſchlafen.

Nur ganz vorn, die Horchpoſten wachen. Wachen mit ſcharfem Auge und noch ſchärferem Ohr für die, die dahinten der Nacht ein Quentchen Schlaf abzuſtehlen ſuchen, wachen, weil ſie wiſſen, daß einer von denen dahinten hernach ihren Schlaf ebenſo bewachen wird. Den runden Gladiatorenhelm auf dem Haupte, das harte, wetterzermürbte

Geſicht dem Feinde zu, ſo ſtehen ſie auf ihrem Poſten; groß, treu bis in den Tod: Helden!

Das aber wiſſen alle, die hier im Schoße der Erde ruhen oder wachen: wenn die Sonne aufglimmt, die ſonſt Licht und Leben bringt, dann werden auch ſie kommen, — die von da drüben! Nicht Licht und Leben. Haß und Vernichtung werden ſie bringen in ſinnlos anſtürmender Wut.

In allen Ecken und Enden vor, hinter und mitten in der Front lohen ſchon die Reſte der Dörfer, die kümmerlichen Ueberbleibſel zerſpellter Wälder brennen lichterloh, der Feind ſchießt jetzt mit Brandgranaten. Und nun heulen wieder mit nie geahntem Grauſen die „dicken Brocken" durch die Luft.

Wenn der Himmel ſich rötet, dort im Rücken der Unſern, dann werden ſie kommen!

Aber noch iſt die Fülle des Grauſens nicht erſchöpft, noch hat der „Schangel" da drüben ein letztes Mittel, die verhaßten „Boches" ganz mürbe zu machen, ehe er ſelbſt kommt mit dem blanken Stahl und der krachenden Handgranate.

Vorn, beim Horchpoſten regt es ſich. Wie Jagdhunde ſchnuppernd ſtecken ſie die Naſe in die Luft, die nach Flieder riecht, wie an duftdurch-

rauſchten Maientagen. — Ruhig, unerſchütterlich, ganz ſachlich geht Meldung nach hinten: „Gasangriff"! —

Da ſummen die Telefone, klingen kleine ſanfte Alarmglöckchen, ſchwirrt die Meldung von Mann zu Mann.

„Gasangriff!" — —

Und als die Wellen duftender Stickluft ſich über das mißhandelte Land wälzen und Dörfer und Gräben, Hügel und Mulden mit tödlichem Gas füllen, liegt das deutſche Heer mit der entſtellenden, aber ſicheren Gasmaske vor dem Antlitz tief auf die Erde geduckt, fiebernd vor Erwartung in ſeiner „Stellung", die nun nichts anderes mehr iſt, als ein Gürtel enger und weiter Granatlöcher, und ſchnell aufgeworfener Erdhügelchen. Aber auch dieſe „Stellung" muß gehalten werden.

Dann kommt der Morgen. Gelber Rauch und ſtickige Luft hüllen die Sonne ein. Die aber in den Löchern liegen begrüßen des Tages ſtrahlendes Licht, nun hat das Feuer bald ein Ende, nun werden ſie bald ſelbſt kommen. Und in aller Augen glimmt die Erwartung, funkelt das heiße Feuer ungekühlter Rache! „Liebe Deinen Nächſten!"

Ja, das Chriſtentum iſt ſchön, iſt voller Verheißung, aber jetzt, nein, jetzt erſt drauf und dran! Wenn ſie nur erſt kämen!

Aber der Feind will dieſes Mal ganze Arbeit machen. Noch einmal deckt duftendes Gas die ganze Grabenwelt. Langſam, grauſam langſam ſchleicht die Zeit, faſt iſt es Mittag. In Hunger und Durſt, ohne genügende Verpflegung von hinten, die alle Minute ganz abgeſchnitten werden kann, ohne Ruhe und Schlaf ſo liegen ſie hier, die „von der Somme" und harren aus, wanken und weichen nicht und wagen nun das Letzte und Größte: den Kampf Mann gegen Mann!

Und endlich kommen ſie! Endlich!

In dichten Maſſen, ſechs bis zehn Wellen hintereinander, dahinter wiederum dichte Kolonnen, ſo ſtürmen ſie johlend und ſchreiend mit galliſchem „Elan" heran.

Hei! Wie die Maſchinengewehre hämmern, wie die Handgranaten fliegen! Das iſt der Tag von Peter Vaaſt's Wald!

Hoch zu Roß führen die feindlichen Offiziere ihre Mannen in den Kampf, wieder und wieder ſtürmen ſie wild in das mähende Feuer. Man hatte ſie reichlich mit Alkohol verſehen, die franzö-

ſiſchen Soldaten! So kamen ſie denn heran im Rauſch und ohne Sinnen. Aber Tapferkeit iſt ein leerer Begriff, ſobald die ſeeliſchen Motive fehlen, die ſie erzeugen. Künſtlich eingeimpfte Begeiſterungsmittel und nun gar — Alkohol können die Kraft nicht in ſich halten, die zum Siege, zum großen Endſiege erforderlich iſt. So ging denn die Tragödie folgerichtig ihren Gang.

Der Tod ſchmeckt jetzt bitterer wie zu Anfang, da hatte man in lodernder Begeiſterung ſchon mit dem Leben abgeſchloſſen. Der Gedanke heimzukehren, in Träumen dazumal nur das große vage, aber kaum erhoffte Glück, iſt bei manchem nun ſchon Zukunftsumriß und prägender Wille geworden. Aber in dieſer Orgie der nutzloſen Vergeudung wertvoller Menſchenkraft denkt keiner mehr an ſich. Bei Gueudécourt ſprangen die deutſchen Siegfriedsgeſtalten der 6. Infanterie-Diviſion beim Nahen der Engländer aus ihren armſeligen Löchern und hämmerten ihr ſpitzes Blei ſtehend freihändig in die heranrollenden Menſchenwogen. Im Walde von St. Pierre Vaaſt hielten deutſche Maſchinengewehre grauſige Ernte. Man türmt in dieſem Kriege ſo gerne die Superlative, aber, was der Wald des ſagenhaften Peter Vaaſt erlebte,

war grauſiger als Menſchengeiſt zu ſchildern vermag. Die Leichen unſerer Feinde türmten ſich zu Barrikaden, hinter denen die Lebenden lagen, um weiterzufeuern. Das dritte Zuavenregiment, das unmittelbar in das deutſche Maſchinengewehrfeuer lief, wurde buchſtäblich bis auf den letzten Mann aufgerieben. Bajonette, Handgranaten, Kolben, Meſſer und ſelbſt die Zähne dienten als Waffe im Kampf Mann gegen Mann und die Erbitterung war grenzenlos. Nicht zu zählen ſind die Heldentaten der einzelnen, namenlos der Jammer der Vernichtung auf dieſem einſt ſo ſchönen Fleckchen Erde.

Und noch immer wütet die Schlacht, noch immer raſt der brüllende Eiſenwirbel durch die Luft und des Grauens iſt kein Ende. Und dennoch iſt die Schlacht für unſere Feinde verloren, mögen ſie weiter hämmern und trommeln, ſchlimmer können ſie nicht wüten, als in dieſen Tagen. Und der kleine „Poilu" iſt ernſtlich kriegsmüde, er hat genug von der „nutzloſen Schlächterei".

Um ſo ſiegesfroher und zuverſichtlicher iſt die Stimmung der Unſeren! Gewiß, auch ſie ſind nach ſchweren Kämpfen gedrückt und in ſich gekehrt,

aber wer wäre das nicht, nach ſolch' grauſigem Erlebnis völkermordender Schlacht!

Ich ſah und ſprach ſie, als ſie aus der Unterwelt der Gräben emporſtiegen zu Licht und Ruhe und ſeliger Erholung.

Sie kamen wie ein Troß Landsknechte mit den runden abenteuerlichen Helmen, mit all dem Schmutz der Unterwelt in ihrem ſchweren, ſchollengewohnten Sturmſchritt. Ihr Gang war hart und ſchwerfällig, wie, wenn ſie des Gehens noch ungewohnt ſeien, aber ſie hielten den Kopf hoch und ſtreckten das Kinn nach vorn und ſie — — ſangen. Sangen nach dem unendlichen Erlebnis, ſangen im Rhythmus ihres ſchweren Schrittes:

„O, Deutſchland Hoch in Ehren!" — — —

Am anderen Tage aber ſagte der Oberbefehlshaber der nördlich der Somme kämpfenden Truppen in ſeinem Armeebefehl vom 13. Oktober: „Seit langen Tagen hat der Feind verſucht, uns durch gewaltige Artilleriewirkung mürbe zu machen. Teilangriffe, die in dieſer Zeit vor allem bei Thiepval, bei Sailly und am St. Pierre-Vaaſt-Walde mit ſtarken Maſſen ausgeführt wurden, ſollten den großen, am 12. Oktober geplanten Vernichtungsſchlag vorbereiten. Faſt auf der gan-

zen Front zwiſchen Ancre und Bouchavesnes hat geſtern der Feind geſtürmt. Nördlich der Ancre hat er durch Gasangriff und verſtärktes Feuer zunächſt die Angriffsabſicht erkennen laſſen. Allein zwiſchen Courcelette und Lesboeufs haben fünf neu eingegliederte engliſche Diviſionen zum Durchbruch angeſetzt. Bei Sailly und Rancourt ſind die früher dort kämpfenden franzöſiſchen Diviſionen zum Teil durch friſche Truppen erſetzt worden. An der eiſernen Mauer der 10. Armee iſt am 12. Oktober von neuem der feindliche Anprall zerſchellt. Wir halten heute unſre Stellungen unverändert feſt. Die im Angriff vom Feind erlittene Niederlage bedeutet für unſre Verteidigung einen vollen Sieg. Jeder Angehörige der 10. Armee wird einſt mit Stolz auf den 12. Oktober 1916 zurückblicken können."

— — — — — — — —

Nach dem 12. Oktober der 15. November. Das war die Hölle da vorn. Die Kälte iſt eiſig, naſſer Schlappſchnee wirbelt in tollem Sturm umher, dringt in Augen und Ohren, ſchmilzt in allen Falten und weicht den glitſchigen, weichen Boden noch mehr auf. Erſt hat es all die Zeit geregnet

und geſtürmt, nun kommt dieſer eiſige Schnee vom Meer herüber und jetzt iſt alles, alles Schlamm und Kot. Auf die alten Gräben, die nun Bäche ſind, matſchig und mürbe vom Regen und Trommelfeuer, regnen noch immer Granaten. Die Engländer haben keine Ruhe in ihrer neuen Stellung, die ſie am 13. November nahmen. Das deutſche Feuer bedrängt ſie gar zu arg, ſie möchten ihre Stellung verbreitern. Und auch der Franzmann läßt keine Ruhe, auch er möchte gern auf dem Wege nach Bapaume ein Stückchen vorwärts ſchreiten. Deshalb ſchickt er Tag um Tag und alle Nächte große und kleine Handgranatentrupps gegen den Teufelswald des Heiligen Peter Vaaſt, den ſie ſo oder ſo gewinnen wollen. Frontal war's ihnen ſchon wiederholt vorbeigelungen, ſo verſuchten ſie es mit einer Umfaſſung und — holten ſich noch blutigere Köpfe als zuvor. Die Hauptzugänge zum Bois St. Pierre-Vaaſt hielten die Franzoſen doch beſetzt, und das war es, was unſrer Oberſten Heeresleitung ſchon eine ganze Weile nicht mehr gefiel. Aber „gut Ding will Weile haben", deutſche Soldaten ſtürzen ſich um ein Stückchen Graben nicht gleich kompagnieweiſe in den Tod, ſondern warten hübſch folgſam und beharrſam, bis

Löwe aus weißem Muschelkalk auf dem Heldenfriedhof in Laon.

Infanterie auf dem Marsch zur Sommefront.

der Befehl von oben kommt, und dann, das wiſſen ſie, gelingt jeder Vorſtoß.

Am Morgen des 15. November begann mit einem Male das deutſche Artilleriefeuer heftiger zu werden, als es bisher war. Alle Kaliber trommelten auf die franzöſiſchen Gräben, die ſich in Sailliſel und im nördlichen Peter-Vaaſt-Walde breitmachten. Aus allen Schlünden belfert der Tod, hunderte von Geſchützen bellen in geifernder Wut weſtwärts, die gierigen Eiſenfetzen pfeifen dicht über die Köpfe unſerer Infanterie dahin. Der zerbleckte, zerhackte Wald wird immer und immer noch mehr abgenagt von brüllenden, gefräßigen Granaten. Gasgranaten zerſtechen die Lunge, beizen und brennen dir die Augen, daß die Lider rot und brandig werden, Blindgänger wühlen ſich pfeifend, ziſchend, ſtinkig-qualmend tiefe Löcher in den klebrigen Lehm: Artillerie trommelt aus allen Kalibern. Halbnackend ſtehen die Kanoniere in ihren Stellungen, trotz Regen, Schnee und Kälte läuft ihnen der Schweiß aus allen Poren; deutſche Artillerie trommelt. So tobt das Gewitter bis in die ſinkende Nacht, Springbrunnen von Schlamm und Stein und Eiſen hüpfen allüberall empor, die Erde zerreißt und brüllt auf wie ein weidwundes

Tier, viele, viele Stunden lang, den ganzen Tag.

Peter Vaaſts Wald iſt nur noch ein Begriff. Als Wald iſt er überhaupt nicht mehr zu bezeichnen, denn die Gasgranaten der Gegner haben alles Leben abgebrannt. Nur Baumtrümmer in den vorweltlichſten Formen, die ſichtbaren Spuren der Gasverheerungen zeigend, erinnern daran, daß einſt an dieſer Stelle ein Wald geſtanden hat. Hier gibt es keinen eigentlichen Graben mehr. Dafür reihen ſich die Granatlöcher neben- und hintereinander, und dieſe Trichter dienen als Deckung der erſten Gefechtslinie, auf der den ganzen Tag über das fürchterliche Trommelfeuer aus 28-Zentimetern hämmert.

Kein Laufgraben ſichert den Anmarſch zur erſten Linie. Die Ablöſung muß in Schützenlinie mehrere Kilometer vorrücken. Nie iſt mehr mit Flammenwerfern gearbeitet worden als an dieſer Gefechtsſtelle. Ein jeder Sturm, wenn er überhaupt zur Entfaltung kam, koſtete dem Feinde ſchon im Entwickeln die fürchterlichſten Opfer. Iſt ein Angriff erkannt, ſo ſetzt ſofort die deutſche Artillerie ein, und ihre „Muſterkoffer" ſchwerſter Art legen ein derartiges Sperrfeuer, daß kein Men-

ſchenleben dieſen eiſernen Vorhang durchſchreiten kann.

Das war Peter Vaaſts Wald! Und heute trommelt von neuem der Tod!

Als die Dunkelheit naht, wird's in den deutſchen Gräben lebendig, Sturmtruppen hocken in allen Ecken und harren des Befehls zum Angriff. Sturmtruppen; tauſend Herzen ſchlagen, die Pulſe jagen. Weißt du noch, Kamerad, wie wir Lüttich ſtürmten? So ſchlimm war's nicht! Um Lüttich damals! Ob mein kleiner Bub' jetzt wohl ſchon ſprechen kann? Wer weiß, was der Franzmann da drüben wieder brütet, er antwortet ſo wenig? Was ſagſt du, wenig? Hörſt du nicht, wie ſie geſauſt kommen?! Jetzt ſitzt meine Frau zu Hauſe in der Schmiedeſtraße, du weißt ja, in Hannover! Kennſt du das Leibnizhaus, das iſt ſchön, wie? — Das Hirn tobt, tauſend Dinge wirbeln durch den brennenden Schädel, da ein Schrei, ein einziger, gellender Schrei! Vorwärts ſpringt alles aus den kotigen Gräben, vorwärts über Leichen und niedergetrommelten Draht, vorwärts, vorwärts. Hinein in den Höllenrachen! Sprung, auf, marſch, marſch! Das Herz hämmert! Gierige, ſchneidend-pfeifende Bleifetzen ſchwirren allüberall, blutroter Feuer-

ſchein, leckend, zuckend rötet vor dir auf, beizender, ſchwarzer Qualm legt ſich auf die Atmungsorgane; Flammenwerfer. Handgranaten krachen, hie und da gellt ein „Hurra" durch die Nacht, vorwärts, vorwärts! Handgranaten her, mehr Handgranaten, immer mehr. Die Maſchinengewehre haben ſich heiß gebellt, aber immer noch meckern ſie wie heiſeres Höllenlachen. Und wieder ſtürmen hannoverſche Füſiliere nach vorn, hurra, Dreiundſiebziger, Sieger von Lüttich, hurra! Blut zeichnet ihre Spur. Der Tod trommelt ohne Unterlaß, zum Denken bleibt nicht Zeit. Hannoveraner ſtürmen Peter Vaaſts Wald, dieſen verruchten Wald, der ſchon ſo manches wackeren Kriegers Blut trank. Und der „Wald" ward unſer in dieſer Nacht! —

# Der Spuk von Flers.

Am 16. Oktober war's; weißer, wallender Nebel braute über Freundes- und Feindesſtellung, als der neue Tag heraufſtieg.

Frühſonne verſuchte die Nebelwand zu durchdringen, aber ihr fehlte die Kraft, ſie färbte ſie nur und badete ſie in leuchtendem Purpur. Das ungeheure Trommelfeuer hatte nicht nachgelaſſen, unaufhörlich brüllte der Eiſenorkan.

Schläfrig hoben die deutſchen Grabenpoſten die Köpfe, um ſich noch im Schutze des Nebels ein wenig zu recken und um zu ſchauen, was der „Tommy" drüben wohl Neues brächte. Aber der Nebelſchleier iſt zu dicht, das Auge kann ihn nicht durchdringen, doch das Trommelfeuer iſt jetzt etwas abgeflaut. Aber ſchließlich ſiegte Frau Sonne doch, rang den feuchten Dunſt zu Boden und blinkte ſtrahlend über das zerfurchte, zerſchlagene Land, leuchtete in jede Mulde, jeden Grabenwinkel, jedes Loch, als wollte ſie jedem einen guten Morgen wünſchen. Das Vorfeld war wieder frei, das Feuer der feindlichen Artillerie war ganz ſchwach geworden. Da rieben ſich die Grabenpoſten plötzlich die

Augen, griffen ſich an den Kopf, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich noch lebten und ſtarrten mit großen Augen wieder nach vorn, faſſungslos und voller Grauſen.

Da kroch es polternd und ſchnaufend über Granattrichter und Gräben, über Hinderniſſe und Feindesleichen und gaukelte und ſchaukelte wie ein Betrunkener immer näher. Zwei große Glotzaugen richtete es auf die Armen, die da wie erſtarrt im Graben lagen, und nicht des Rätſels Löſung wußten. Und mit einem Male blitzte es in den Glotzaugen rot und feurig auf und ſpie Granaten. Auch ſpitzes Blei hämmerte aus dem Ungeſtüm in die Gräben der Ahnungsloſen. Und nicht eines, gleich zu zweien wackelten die Fabelweſen näher und ſäten Tod und Verderben in die deutſchen Reihen.

Die aber in den Gräben hatten das Fürchten an manchen grauenvollen Tagen und Nächten verlernt. Wohl konnte ein ſolches Ungetüm mit übermenſchlichen Kräften ſie überraſchen, aber in die Flucht ſchlagen nie. Ein wahnſinniges Feuer praſſelte auf die Koloſſe nieder, die aber dennoch unbehindert ihres Weges ſchwankten. Und die Maſchinengewehre hämmerten, und Handgranaten ſauſten, aber der plumpe Karren war unverwund-

bar, ſein Maſſenfeuer trommelte alles nieder. Hinter ihm aber brandeten die engliſchen Sturmwellen heran, um durch, endlich durchzubrechen. In grauſiger Fahrt wälzten ſich die Koloſſe weiter über das zerhackte Gelände. Niemand hielt ſie, weil niemand ſie halten konnte. Denn die Verbindung mit der Artillerie war zerriſſen, niemand war, der ſie benachrichtigte. So rumpelten die Teufelswagen über die erſte deutſche Stellung hinaus in das Dorf Flers hinein, um den Weg zu bahnen für die engliſche Infanterie. Und ſie bahnten den Weg und nahmen Flers und wackelten weiter die Straße entlang, die über Ligny-Thilloy nach Bapaume führt.

Aber, „it's a long way to Tipperary" —, ſie kamen nicht bis Ligny und ſchon gar nicht bis Bapaume, wie ſie ſichs vielleicht gedacht hatten. Gleich hinter Flers entdeckte ſie endlich die deutſche Artillerie und befaßte ſich ſofort gründlich und liebevoll mit den Spukmaſchinen. Heulend ſauſten deutſche Granaten durch die Luft, preſchten krachend in die harte Panzerhaut, zerhackten und zerſtieben ſie wie dünnes Holz, bis die Ungetüme berſtend und lichterloh brennend ihre „Durchbruchsfahrt" aufgaben. Nur ein Mann, ein einziger, armſeliger

Monteur entsprang zu rechter Zeit dem Höllenkasten und ward von den Unsern gefangen, die andern verbrannten im brennenden Benzin. Das war der grausige „Spuk von Flers".

Das waren die Kampfkraftwagen des „Englischen Motor-Maschinengewehrkorps", auf die man jenseits des Kanals so große, so phantastische Hoffnungen gesetzt hatte. Nicht nur bei Flers, überall, wo sie erschienen, erlitten diese „Landpanzerkreuzer" nach bescheidenen — durch die Ueberraschung bedingten — Anfangserfolgen kläglich Schiffbruch. Einer blieb hilflos im deutschen Drahtverhau hängen, anstatt über ihn fortzuwalzen, ein zweiter und dritter gelangte auf der Straße Guillemont—Combles bis auf etwa 30 Meter an die deutschen Gräben heran und starb dort an einer gutgezielten Handgranate. Ein vierter krauchte im Leuzewalde herum und verbrannte nach kurzer Zeit, und nur der „Spuk von Flers" gelangte am 16. Oktober über die erste deutsche Stellung hinaus, um hinter Flers ein unrühmliches Ende zu finden.

Dreizehn dieser Großkampfmaschinen (Tanks) waren am 29. August unter dem Schutze von fünf Torpedobooten und mit den Segenswünschen ganz Old Englands in Le Hâvre angekommen: es dürf-

ten jetzt ebensoviele Wracks sein. Es sind recht schwere Kolosse; beim Abtransport brach ein Eisenbahnwagen unter dem Gewicht eines solchen Ungetüms zusammen, und lange hat es gedauert bis man sie gegen die Unseren in Stellung bringen konnte.

Die Wagen haben im allgemeinen die Abmessungen eines großen Lastkraftwagens und sind eiförmig gehalten. Rings um den Rumpf schmiegt sich ein — wie der Gefangene aussagte — 3,5 Zentimeter dicker Panzer. Am Vorderteil befinden sich zwei große, weit über den Rumpf vorstehende Räder, die mit einem Radgürtel aus breiten Platten versehen sind. Die kleineren hinteren Räder, die gleichzeitig als Steuer wirken, reichen mit ihrem oberen Teil in den Panzerrumpf hinein. Ein pflugartiger Sporn am Hinterende des Wagen, der 30 bis 40 Zentimeter in die Erde hineingreift, ist gleichfalls zur Steuerung ausersehen und stößt gleichzeitig den Koloß ruckweise nach vorn. Einige wollen gar ein solches Ungetüm gesehen haben, das 15 Meter lang gewesen und einen über das ganze Fahrzeug laufenden Radgürtel von 2 Meter Breite gehabt haben soll.

Auf ebener, harter Straße humpeln die Wa-

gen 8 bis 10 Kilometer, in weichem Boden 2 bis 4 Kilometer in der Stunde vorwärts, wobei sie ein hundertpferdiger Benzinmotor treibt.

Englische Phantasten behaupteten in „The Sphere", daß Hügel und Gräben, Mauern und Hecken zusammengewalzt und überrutscht werden würden, daß nichts ihnen Widerstand zu leisten vermochte. So dachte sichs die englische Phantasie, in Wirklichkeit hemmte schon ein einfacher Drahtverhau ihren „Siegeslauf" oder sie legten sich in einem Granatloch derart auf die Seite, daß sie bewegungsunfähig wurden und der Artillerie ein willkommenes Ziel boten. Zwei 5,7 Zentimeter Schnellfeuergeschütze, die im rechten Winkel drehbar sind, und vier bis sechs Maschinengewehre bilden die Bewaffnung der Landkreuzer. Periskope vermitteln die Sicht nach außen, elektrisches Licht erhellt den Wagen von innen. Ein Offizier und sechs bis sieben Mann waren in dem engen Raum zusammengezwängt und bedienten Motor und Waffen, ein tüchtiger Mundvorrat sorgte für das leibliche Wohl. So rollten sie wider die Unsern an!

Die englische Phantasie war arg in Wallung geraten, als diese neuen Landpanzerkreuzer Englands Ruhm zu Lande zu mehren ausfegelten.

Stützpunkte wollten sie damit niederkämpfen, deutsche Maschinengewehrscharfschützen aus ihren Löchern vertreiben und Batteriebedienungen sollten — wie aufgefundene Befehle sagen — von ihnen zusammengeschossen werden. Die englische Infanterie sollte in ihrem Schutz in die deutschen Reihen die Durchbruchsgasse bahnen. Nichts von alledem ist eingetroffen.

Gewiß, wir wollen ehrlich sein, örtliche Erfolge, wie bei Flers, sind bei der ersten Verblüffung unserer Leute erzielt worden, die überhöhende Wirkung der rasselnden Maschinengewehre hat manch' einem unserer Tapfern das Leben gekostet und schmale Einbruchsstellen sind durch sie erweitert worden. Aber der „ungeheure, niederschmetternde" Erfolg ist nicht nur ausgeblieben, sondern die „Siegesfahrt" der Panzerwagen ist elendiglich gescheitert an dem Feuer unserer leichten Artillerie und an dem festen, unverbrüchlichen Willen unserer Helden an der Somme. Und wie denken deutsche Offiziere über diese neueste englische Erfindung? Der Stabschef des Oberbefehlshabers an einem Abschnitt der Sommefront sagte einem amerikanischen Journalisten: „Das ist eine recht bemerkenswerte Erfindung, diese Automobile mit

endloſen Schienen, aber irgend einen Einfluß auf die Kriegsereigniſſe haben ſie nicht. Unſere Leute waren im Anfang ein bischen verblüfft über dieſe Ungeheuer, die in unſere Linien fahren und in gewiſſem Sinne an das Trojaniſche Pferd erinnern. Aber die Verteidigung findet genug Mittel gegen Neuheiten auf dem Gebiete der Offenſive. Wir haben Kanonen, die auch dieſe Ungeheuer treffen. Drei ſind bereits in unſere Hand gefallen, wobei die Beſatzung ſich nicht gefangen nehmen ließ, ſondern bis zum letzten Mann kämpfte. Aber auch die „Tanks" werden ihnen nichts nutzen:

„Durch kommen ſie nicht!"

# Kaiſerparade.

C . . . ., den 19. Oktober 1916.

Dieſer Tag war ein tiefes Erlebnis. Der Kaiſer war bei den Kämpfern von der Somme, Deutſchlands oberſter Kriegsherr, des deutſchen Volkes Führer im Streit, beſuchte die Helden der Pikardie!

Den Opfern der Somme, den Siechen und Verwundeten galt ſein erſter Beſuch. Es goß in Strömen, als der Sonderzug in die weite Bahnhofshalle einlief; das war kein Kaiſerwetter, aber doch Kaiſerſtimmung dort hinter der Sommefront, von der ununterbrochen der Donner der Geſchütze herüberdröhnte. Kronprinz Rupprecht von Bayern empfing den oberſten Kriegsherrn, der nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung ſeine Fahrt durch die Lazarette antrat. —

Vorſichtig und behutſam ſchreitet der Monarch durch die weißen, hell-luftigen Räume. Da liegt manch einer ſiech und zerſchlagen, das tückiſche Blei im Kopf, in der Lunge oder in den Gliedmaßen und richtet die fiebernden, weitgeöffneten Augen auf den hohen Gaſt, der wie ein väterlicher Kamerad von Bett zu Bett ſchreitet und für jeden ein

Wort des Troſtes, für viele ein freundliches Scherzwort hat. Sie ſind ja ſo dankbar, die Kämpfer von der Somme, ſo dankbar, daß ſie hier in weißem Linnen liegen dürfen und, daß der Kaiſer zu ihnen kommt. Zu jedem einzelnen — der Kaiſer! Und ſie erzählen mit leiſem Schaudern von den wahnwitzigen Kämpfen dieſer Schlacht, von Thiepval und Courcelette, von Peter Vaaſts Wald und Monacu Ferme.

„Biſt auch wohl hinter der Muſik hergelaufen, wenn ich meine Ulanen auf der Vahrenwalder Heide beſucht habe? fragt der Monarch gütig einen Hannoveraner.

„Gegen die Engländer haſt Du gefochten?" will er von einem anderen wiſſen.

„Nun geſtern haben wir ſie wieder böſe zuſammengeſchoſſen!"

So hat er für jeden ein liebes Wort, für jeden einen Troſt, der dem Armen noch Andenken ſein wird, wenn wieder Friede iſt in deutſchen Landen. Dankespflicht und perſönliches Bedürfnis zugleich ſind es, die den Kaiſer für jeden ſeiner Soldaten ein Wort der Ermunterung finden laſſen.

Und nachmittags geht es der Sommefront entlang, die Geſchütze brüllten und die Sommeſchlacht

wütete, wie an all' dieſen Tagen, und dennoch war alles ſo anders, als ſonſt. Denn der Kaiſer war da, der Kaiſer weilte unter ſeinen ſchlacht- und ſieggewohnten Feldgrauen. So ſicher ſteht die Menſchenmauer an dieſer Front, trotz aller Beulen und Einbuchtungen, die ſie erlitten hat; ſo ſicher iſt die Oberſte Heeresleitung vor einem Durchbruch der Feinde, daß Regimenter aus dichteſtem Feuer Abordnungen haben entſenden können, den oberſten Kriegsherrn zu begrüßen. Ganze Regimenter kommen unmittelbar aus der toſenden Schlacht. Ernſt, ruhig, mit nach innen gerichtetem Blick trotten die Braven die Straßen entlang, dem Paradeplatz zu; der Kaiſer will ſie ſehen.

Auf lehmigem Acker, hart an der Straße ſind ſie in weitem Viereck aufgeſtellt, mehrere Diviſionen und Teile der tapferen Marinebrigade, der Helden von Thiepval. Weit iſt das Feld, weit und ſchmutziggrau, und farblos wie das Erdreich ſtehen hier die langen Reihen deutſcher Krieger. Da iſt kein blanker Knopf, kein heller Fleck, alles iſt feldgrau und unter dem regenſchweren Himmel wirkt das ernſte Bild faſt düſter. Die ſchweren Siegfriedshelme ſind blank vom Regen, die hellen Geſichter darunter und die im Präſentiergriff vor-

geſtreckten Hände ſind die einzigen rötlich-hellen Punkte in dieſer grauen Mauer. Nichts rührt ſich! Da ſchmettern plötzlich die Klänge des Präſentiermarſches über das Brachfeld, wie ein Hammerſchlag dröhnt das „Guten Tag, Majeſtät" der Kompagnien in das Klingen hinein, und wenn man die Augen ſchließt, ſieht man im Geiſte blitzende Helme, blitzblankes Lederzeug, Sonnenglanz — Kaiſerwetter und ſchöne, duftiggekleidete, blonde Frauen, ſieht man das Tempelhofer Feld — die Kaiſerparade!

Und dann die rauhe Wirklichkeit! Kaiſerparade? Jawohl, die Geſtalt dort drüben im grauen Regenmantel, die langſam von Mann zu Mann ſchreitet, iſt Deutſchlands oberſter Kriegsherr. Aber nicht einen ausländiſchen Gaſt zu ehren gilt es heute; ein ernſtes Wiederſehen gilt es zu feiern, das Wiederſehen zwiſchen dem Kaiſer und der Wehr von der Somme. Wo Sommekämpfer in Ruhe ſind, iſt Feſttag! Denn ſie ſind dem Leben neu geſchenkt, ſind der Hölle für einige Zeit entronnen, und ein Gedenktag iſt dieſer 19. Oktober 1916, weil der Herrſcher ſeinen Tapferen heute ſeinen Gruß entbietet.

Eine helle Stimme ſchmettert Kommandos

„Dicke Brocken“ (21 cm-Granate).

Krepierende 21 cm-Granate.

Hundert Meter vor dem Feind.

über das Feld, da winkt der Monarch und tiefe Stille herrſcht im weiten Rund; die graue Menſchenmauer ſteht reglos. Dann ſpricht der Kaiſer, ſcharf, ſchneidig, mit markiger Stimme. Siegeswille, Kraft und Vertrauen klingen aus ſeinen Worten; man fühlt, daß der einſame Mann da vorn von allem, was er ſpricht, tief durchdrungen iſt:

„Kameraden! Dem Trieb meines Herzens folgend, bin ich von der Oſtfront zu euch geeilt. Ich bringe euch die Grüße eurer Kameraden und der Dank des Vaterlandes für dieſes vierteljährige heiße Ringen an der Somme, für die heldenhafte Art, in der ihr euch geſchlagen habt. Die Weltgeſchichte kennt kein Beiſpiel für den Kampf, in dem ihr ſteht, und für die Größe eurer Taten. Nach Jahrhunderten noch werden dieſe Schlachten an der Somme feſtſtehen als das leuchtende Vorbild des Siegerwillens eines ganzen Volkes. In euch kommt dieſer deutſche Wille zum Ausdruck, unter allen Umſtänden dem Gegner zu verwehren, uns hinzuſtrecken, unter allen Umſtänden ſtandzuhalten gegen britiſchen Starrſinn und franzöſiſchen Uebermut. Aus allen deutſchen Gauen kämpft ihr hier zuſammen, eine

eherne Mauer deutſchen Pflichtgefühls und hingebender Tapferkeit bis zum letzten Atemzug. In zähem Ringen nach allen Seiten ſteht das deutſche Volk gegen die halbe Welt, gegen vielfache Ueberlegenheit. Und wenn es noch ſchwerer wird, und wenn es noch lange dauert, der Herr der Heerſcharen iſt mit euch. Die Heimat hat für euch zu ihm gefleht, und er hat euch mit Mut und Kraft ausgerüſtet. Eure gottvertrauende Tapferkeit wurzelt in dem Gefühl, daß ihr für eine gerechte Sache fechtet. So begrüße ich euch, Kameraden! Harret aus! Der Herr wird ſeinen Segen geben bis zum Ende."

Der Kaiſer hat geendet! Ein Klirren und Rauſchen und die Menſchenmauer löſt ſich, ruck, zuck, wie in Friedenstagen in der Heimat; der Parademarſch beginnt.

Sommekämpfer im Parademarſch! Der Boden dröhnt unter dem wuchtenden Schritt der eiſenharten Geſtalten. Die Montur verblichen, ſchimmernd in allen Farben franzöſiſchen und ruſſiſchen Erdreichs, aber hochaufgerichtet in prachtvoller Haltung, mit geſpannten Muskeln und im unnachahmlichen, preußiſchen Gleichſchritt, ſo kommen ſie durch den Lehmboden der Pikardie heran.

Hei, wie ſie die Beine werfen und die Fußſpitzen ſtrecken, wie ſcharf ſie Richtung halten! Das iſt deutſcher Paradedrill, den unſere Feinde nicht verſtehen, über den ſie lachen.

Uns aber iſt dies ein ergreifender Anblick, der uns das Waſſer in die Augen treibt. Ein Parademarſch, ſolch' ein Parademarſch, von den Helden der Somme, die Tage und Wochen in Erde und Sumpf, in Schlamm und Lehm gelegen haben, das iſt tiefes, tiefes Erleben. Das iſt ein Sinnbild des ganzen deutſchen Volkes, dieſe graue, weſenloſe Maſſe da, die vorüberwuchtet im Rhytmus des klingenden Siegesmarſches: das iſt Deutſchland!

Als der Kaiſer des abends in der Nähe von Bapaume die Sommefront verließ, donnerten Englands ſchwerſte Geſchütze ihm den Abſchiedsgruß. Die aber aus der Schlacht kamen, gaben ihm ein brauſendes Hurra mit auf den Weg nach der fernen Heimat, ſenkten die Köpfe, daß die Schatten der ſchweren Helme über das Antlitz fielen und zogen neuen Taten im Sumpfland der Somme entgegen.

Der kaiſerliche Sonderzug aber fuhr längſt durch nachtdunkles, ſchweigendes Feindesland.

# Großkampftage.

Der 12. Oktober, der den Durchbruch beim St. Peter Vaaſt-Walde hatte bringen ſollen, war ergebnislos verlaufen. Der Feind mußte ein wenig verſchnaufen, ehe er zu neuen Wahnſinnstaten Kraft und Mut fand. Zehn Tage ließ er den Unſeren Ruhe, dann begann er wieder mit Eiſenhämmern den deutſchen Wall zu bearbeiten. Diesmal verſuchte er es zwiſchen Le Sars und Sailly, und zumeiſt waren es Engländer, die heranprallten. Aber auch am grauſigen Walde von St. Pierre Vaaſt, bei Rancourt, und zwiſchen dieſem Trümmerhaufen und einem andern — Eaucourt l'Abbaye erneuerte er den Verſuch.

Am Abend des 22. Oktober begann die feindliche ſchwere Artillerie, beſonders die 28 Zentimeter-Geſchütze, ſich auf die deutſche Stellung einzuſchießen. Am Morgen des 23. Oktober ſteigerte er das Feuer und begann endlich um 8 Uhr morgens mit einem ſolch' ungeheuren Trommelfeuer zwiſchen Ancrebach und Courcelette und ſpäter auf die ganze deutſche Front, wie es ſelbſt alte Soldaten kaum je erlebt hatten. Ein Stellungsſtück von

3 Kilometern Länge deckte der Feind mit etwa 100 Minen und 20 000 Granaten aller Kaliber völlig zu, zerhämmerte das Gelände dahinter mit einem faſt gleich ſtarkem Feuer, um jeden Nachſchub zu verhindern und ſetzte endlich die ganze Strecke ſtundenlang unter Gas, vom Winde begünſtigt. Und dennoch hielten unſere Helden mutig aus. Als gegen 2 Uhr nachmittags die Feinde in dichten Wellen heranbrandeten und ſowohl bei den Engländern, wie auch den Franzoſen immer neue Maſſen vorſtießen, bisweilen von Offizieren zu Pferde ſchneidig herangeführt, entſpannen ſich unendlich erbitterte Nahkämpfe. Unſere Leute benutzten die Handgranaten wie Hämmer, ohne auf ſich ſelbſt und ihre Kameraden zu achten. Bei Gueudécourt tat eine völlig führerloſe Kompagnie in ihren alten Gräben blutig-grauſige Räumungsarbeit. Zwiſchen Le Sars und Eaucourt-l'Abbaye trommelte deutſche Artillerie ſo furchtbar auf die feindlichen Gräben, daß der geplante Hauptangriff zum Stehen kam. Ein eigenartiges Erlebnis hatte ein junger engliſcher Offizier, der ſich auf Patrouille in die deutſchen Gräben verirrte. Er kroch juſt in einen deutſchen Unterſtand, als das engliſche Trommelfeuer begann und hatte ſo Gelegenheit,

die engliſche Artilleriewirkung an ſeinem eigenen Leibe zu verſpüren. Sein Urteil ſtellt unſeren todesmutigen Infanteriſten ein glänzendes Zeugnis aus, denn er behauptete, daß das deutſche Feuer im Vergleich zum engliſchen „ein Kinderſpiel" ſei und konnte ſeine Anerkennung für die Leute in unſeren Gräben nicht verſagen. Daß aber auch das deutſche Artilleriefeuer genügend ſtark iſt, beweiſen die Ausſagen vieler Gefangener, die in deutſches Feuer kamen und gründlich demoraliſiert waren. Die deutſchen Gasgranaten ſind arg gefürchtet, weil ſie furchtbare Opfer unter den Engländern gefordert haben.

Die Feinde verſuchen mit allen Mitteln, die Unſeren zu überrennen. Bei Sailly fielen 60 unverwundete Gefangene in deutſche Hand, die ſtark betrunken waren und nach Schnaps ſtanken, wie die ärgſten Säufer. Schnaps macht Mut und den müſſen ſie ſich in dieſer Hölle erſt antrinken. Sie leben gut, die Opfer Old Englands; ihre Torniſter ſind Fundgruben mit ſeltenſten Genüſſen für unſere Feldgrauen, die zwar gut und reichlich ernährt werden, aber doch keine Leckerbiſſen in ihre Schlammlöcher bekommen. Ziethen-Huſaren waren es, die den Tapferen da vorne warmes Eſſen, Mu-

nition, Schanzzeug und Stacheldraht in die vorderſten Gräben ſchleppten, Ziethen-Huſaren, die in dieſem Krieg in Lehm und Schlamm ihrer eigentlichen Beſtimmung als „Ziethen aus dem Buſch" entſagen müſſen.

Die Gräben ſind völlig zertrommelt; rieſelnder Regen plätſchert unaufhörlich auf dieſes Chaos von Lehm und Steinen, Holzſplittern und zerfetzten Sandſäcken, das keinen Schutz mehr bietet gegen den heranbrüllenden Eiſenhagel und die Infanterie ſteht bis zu den Knien im zähen, breiigen Lehm. Das iſt kein Kampf mehr um Gräben und Dörfer, das iſt der Kampf der Nerven und der ſeeliſchen Kraft, der Kampf aufopferndſter Zähigkeit, und menſchlicher Willenskraft gegen die Höllenmaſchinen der ganzen Welt.

Was ſind die vielgeprieſenen Heldentaten der alten Geſchichte gegen die Leiſtungen unſerer herrlichen brandenburgiſchen Infanterie, die volle ſiebzehn Tage im Feuer lag und Tag auf Tag gewaltige Angriffe reſtlos abſchlug. Und als der letzte, der ſiebzehnte Tag, als die Ablöſung heranrückte, da ſtürzten ſich die Braven noch einmal auf das engliſche Söldnergeſindel, auf die Regimenter Eſſex und Suffolk, von denen nicht wenige ü b e r-

liefen. Von rechts und links in ihrer Stellung bedroht, bereits von hinten angegriffen und im entscheidenden Moment ihres Bataillonsführers beraubt, teilen sich die Brandenburger; die Hälfte schießt nach vorn, die Hälfte nach hinten, während ein kleiner Leutnant mit vier Mann die Gräben rechts und links säubert, um wieder Anschluß an deutsche Truppen zu gewinnen. Kein Fußbreit seiner Stellung ging dem Bataillon verloren!

Furchtbar wüteten deutsche Maschinengewehre, 27 000 Schuß aus drei Läufen in knapp drei Stunden sandten zwei deutsche Gewehre in die dichten Massen des anstürmenden Feindes. Schwerverwundete Offiziere mähen mit Maschinengewehren die Feinde reihenweise nieder, Infanteristen mit zwei Beinschüssen schaffen 90 Kilogramm schwere Patronenkisten für ihre feuernden Brüder nach vorn. Und in all' dieser furchtbaren Blutarbeit, in all' diesem Tod und Verderben sprühenden Getose besteht die treue Kameradschaft, das weiche deutsche Herz die ärgste Feuerprobe. Mitten durch den wahnwitzigen Granathagel schleppt ein Mann zwei Verwundete nach einander in Sicherheit, Freiwillige treten vor, um Meldungen zu überbringen, wobei sie dem sicheren Tod entgegen

geben, nichts, nichts hält die Braven ihre Pflicht zu tun. Sie tun mehr als das, sie halten aus in einem Feuer, in dem in der Minute vier schwerste Kaliber von über 30 Zentimetergeschossen auf einen Graben von 150 Meter Länge, herniederprasseln. So schlägt sich deutsche Infanterie!

Aus allen Stämmen des deutschen Volkes sind die Truppen, die hier an der Sommefront stehen, Brandenburger und Schleswig-Holsteiner, die bei Sailly und Bouchavesnes Uebermenschliches leisteten, Sachsen und Bayern, Badener und Schlesier, Braunschweiger, Rheinländer und Hannoveraner, die Helden von Peter Vaasts Wald, alle, alle halten sie die Wacht an der Somme. Auch unsere, aus Niederdeutschen, Sachsen und Süddeutschen bestehende Marineinfanterie, unsere „Seesoldaten" haben sich gegen britische Truppen heldenmütig geschlagen. Leichtverwundete „Seesoldaten" aus den allerschwersten Kämpfen der letzten Oktobertage haben sich bereits an dem ihrer Verwundung folgenden Tage wieder dienstfähig gemeldet, um bei ihren Kameraden bleiben zu können; nicht einer, viele, Mannschaften und Unteroffiziere. Unzählig sind die Proben herrlichsten Heldenmutes in diesem Titanenkampfe. — Nach-

dem eine Telefonleitung 35 Mal geflickt worden ist, wird sie endlich durch das rasende Feuer ganz vernichtet. Meldung muß nach einer 3¼ Kilometer entfernten Stellung unbedingt gebracht werden, vom Telefonstörungstrupp waren auf dieser Strecke bereits drei Mann gefallen; da meldet sich der Gefreite Seligmann und fährt im tollsten Feuer mit einem Fahrrade von einer Batterie zur anderen, bis die Meldung ausgerichtet ist. Ein Feldwebel greift ganz allein mit Handgranaten ein Engländernest an, aus dem unaufhörlich ein Maschinengewehr knattert, verjagt die Briten und kommt mit dem erbeuteten Maschinengewehr wieder im Graben an. Dem Seesoldaten Mielitz wird ein Auge ausgeschossen; trotz der schweren Verwundung bleibt der Tapfere bei seinem Leutnant und reicht ihm noch eine Viertelstunde lang Handgranaten zu. Ein Unteroffizier dieser Gruppe kriecht mitten im heftigsten Feuer mit einem beschädigten Maschinengewehr in einen Granattrichter, wechselt das Schloß aus und kommt im Sperrfeuer wieder in den Graben zurück, den ein Leutnant und acht Mann solange ohne Maschinengewehr verteidigen. Der Spielmann Abeling von einem hanseatischen Reserve-Regiment ruft am

12. Oktober seinen nächsten Kameraden zu: „Eck gah' man blot en beten vör!" und kriecht dann dem Feinde entgegen. Nach einer halben Stunde kehrt Abeling mit sieben unverwundeten Franzosen zurück, die er mit den Worten: „Wui, Prisonjee, Trankschee allemank, au avauk!" in den deutschen Graben treibt. Dabei mußten die gefangenen Franzosen noch einige Schwerverwundete aus dem Grabenvorfeld in die deutsche Stellung tragen. Und während die Engländer und Franzosen sinnlos betrunken in unsere Gräben taumeln, weigern sich unsere herrlichen Jungen auch nur einen Tropfen Alkohol zur Stärkung zu sich zu nehmen, aus Angst, daß sie „schlapp machen" könnten.

Den Boden, den das Vaterland ihnen zur Verteidigung anvertraut hat, verlassen sie nicht. Sie stehen fest, wie ein Wall von Eisen und Feuer und harren des Augenblicks, da sie selbst vorstürmen dürfen zu wildem, blutigen Tanze. Dabei saugen sie in brennendem Durste schmieriges Regenwasser aus ihren durchweichten Röcken, fangen träge tropfendes Lehmwasser in schmutzigen Eßgeschirren und bringen es wie ein köstliches Labsal über ihre dürstenden Lippen, nässen ein

wenig die trockene Zunge, die geschwollen am Gaumen klebt.

Das ist das urgewaltige deutsche Selbstgefühl und der stille, nieversagende Heldenmut unserer Feldgrauen, das ist — nach den Worten eines Engländers —: „die Frucht eines Jahrhunderts nationaler Disziplin. Die Kraft der preußischen Kriegsmaschinerie schweißt sie zusammen, damit sie sich für die nationale Existenz einsetzen, und ihr Vorgehen beweist, daß für sie „Deutschland, Deutschland über alles" kein leerer Schall ist!"

# Kampfflieger über der Somme.

Von Chaulnes herüber hämmert dumpfes Trommelfeuer, die Fenster der dörflichen Quartiere zittern vom Luftdruck, und die spärlichen Bewohner hocken ängstlich hinter den Fenstern und horchen auf den unaufhörlich grollenden Donner der Geschütze. Man muß sich in die Lage dieser Leute versetzen, die seit Jahr und Tag nichts mehr von den ihren gehört haben, die nicht wissen, ob der Sohn, der Vater oder der Bruder noch leben, ob sie gefangen oder tot sind, denen das Heim zerschossen oder verbrannt ist im wilden Durcheinander des Krieges, und die nichts mehr ihr eigen nennen, als eine armselige Ziege, die die greisenhafte Dorfhirtin morgens auf die kümmerliche Weide treibt, oder ein paar gackernde, halbverwilderte Hühner. Die Leute leben vom Brot ihrer Feinde, mit denen sie zwar auf recht gutem Fuße stehen, die sie aber immer noch mit scheelen Augen ansehen. Vielleicht würde man sich daheim bei uns doch schämen über die, ach so kleinlichen Höchstpreisstreitfragen und andere leidige Dinge, wenn

man einmal einen Blick tun könnte in das Operationsgebiet.

Dicht neben dem kleinen Dörfchen stehen die Flugzeugzelte der Kampfflieger, die Motore knattern, die Propeller surren und die ersten Monteure sind eifrig am Werke, die weißen Vögel startbereit zu machen. Kampfflieger! Wer wußte zu Anfang dieses Krieges etwas von Luftgefechten, von heißen Kämpfen zwischen knatternden, fauchenden Ungetümen in der Luft, die noch weniger Balken hat, als das Wasser. Und jetzt? Ziehen sie täglich stolz durch die Lüfte, wie die Pflicht es gebeut, wider einen tapferen, geschickten Feind, dem kein deutscher Flieger nachsagen wird, daß er nicht kühn und unternehmend ist. Desto höher sind die Siege einzuschätzen, die unsere Kampfflieger davongetragen haben.

Unter des Frühwinters weißem Leichentuch liegen Startplatz und Zelte, das morgendliche Dämmerlicht lugt hinein in die offenen Leinwandhallen und findet die Flieger schon eifrig am Werke. Während draußen auf dem Platz an Maschinen und Waffen letzte Hand angelegt wird, sitzen im Geschäftszimmer im morgenstillen Dorf

die Telephonordonnanzen am Klappenschrank. Ihr forschender Blick geht durch die schmutzigen Scheiben hinauf zum grauen Winterhimmel, der sich heute morgen gar nicht aufhellen will. Das Telephon klingelt, die Telephonordonnanz greift zu Hörer und Bleistift; Gefechtsbefehle: „Ueber X. sind feindliche Flieger gesichtet, die Staffel soll Sperre fliegen!" —

Startbereit stehen die Maschinen auf dem von Räderspuren durchfurchten Flugplatze; dicht vermummt, in zwanglosen Gruppen plaudern Flugzeugführer und Beobachter vom Wetter und von ihren Maschinen, von fröhlichen Abenden und tapferen Kameraden, oder prüfen zum letzten Male ihre Maschinen, die auch des Werkmeisters kundiger Blick noch einmal bis in alle Einzelheiten überfliegt. Der Hauptmann naht, kurz schlagen die Flieger die Hacken zusammen, eine schnelle Begrüßung, dann gibt der Führer seine Befehle und die pelzbekleideten Gestalten besteigen ihre Maschinen. Der jüngste Leutnant scherzt mit seinem Beobachter, ein anderer wünscht noch irgend eine kleine Aenderung an seinem Flugzeug, Photokammern werden bereitgestellt, die Monteure drehen die Propeller, die Motoren knattern und

Straße in einem Dorfe der Pikardie.

Dorf Matigny hinter der Sommefront.

dann ſauſen die weißen Vögel davon, dem Kanonendonner, dem Feinde entgegen.

Und während die Flugzeuge drüben über der feindlichen Stellung ſchweben, ſorgt der Führer drinnen im Dorf, daß alles klappt, wenn jene zurückkehren. Auf der langen Dorfſtraße ſind die Mannſchaften angetreten, die Befehle für den Tag zu empfangen. Mit knappen Worten teilt der Feldwebel ſeine Leute für den mancherlei Arbeitsdienſt ein, den ein Fliegerplatz benötigt. Betriebsſtoffe müſſen herangeholt, Proviant für Offiziere und Mannſchaften angefahren werden, es gibt mancherlei Arbeit bei den Fliegern, und leicht iſt der Dienſt auch derer nicht, die nicht im ſchwanken Sitz über dem Feinde ſchweben. In emſiger Arbeit verfliegt die Zeit; Hauptmann, Feldwebel und Schreiber erledigen inzwiſchen dieſes Krieges endloſe Schreibarbeit, wie die Vorſchrift ſie befiehlt, und Ordonnanzen gehen und kommen.

Das Wetter klart ein wenig auf, die dörfliche Ziegenherde meckert durch des Dorfes Hauptſtraße, der Maire verkündigt unter Trommelwirbel auf ſeiner großen Trommel von anno dazumal irgend eine Dorfneuigkeit und ein Infanterie-Regiment zieht ſingend der Front entgegen:

„Woran ich meine, woran du deine,
Woran wir unſ're Freude hab'n!"

Allmählich verhallt der Sang; der Offizier in der Schreibſtube ſchaut ſchier verzweifelt auf den Haufen noch unerledigter Papiere, die der Feldwebel ihm vorgelegt hat, und faſt neidiſch ſchweift ſein Auge zu den grauen Wolken hinauf, die gleich ſeinen Flugzeugen nach Weſten eilen. Und wieder ſchnarrt das Telephon: „Zwei Maſchinen ſind glücklich gelandet." Kaum iſt die Meldung da, als die Türe aufſpringt und unſer kleiner, queckſilbriger Sturzflieger-Leutnant hereinſauſt, dem einſt ein böſer Sturz neun Tage lang die Beſinnung raubte; das Geſicht vom eiſigen Wind gerötet, verklammt und ſchier erfroren, aber mit ſtrahlenden Augen: „Herr Hauptmann, ich habe einen Franzoſen abgeſchoſſen!" Und die froſterſtarrte Hand greift begierig nach dem Meldebogen, das freudige Flugergebnis „nach oben" zu melden. — Acht Tage ſpäter haben wir ihn unter duftenden Tannen begraben. — Nach und nach kehren auch die anderen zurück, auch der jüngſte Leutnant hat einen Feind erlegt, und ihn zur Landung gezwungen. Heiter erzählt ſein Beobachter den Hergang des Kampfes, in dem der Einundzwanzigjährige mit

seltener Ruhe und Kaltblütigkeit seine „Kiste" geführt hat, erzählt, wie „Bubi" ihm mitten im Kampf durch eine witzige Bemerkung zum Lachen gebracht habe und greift dann auch zum Meldeformular, um den schwersten Teil des Kampfes auszufechten: den Bericht an das Oberkommando. Fliegen und kämpfen wollen sie gern, unsere Kampfflieger, aber schreiben und gar spaltenlange Berichte schreiben, das paßt ihnen gar nicht in den Kram. Und doch sind sie so stolz auf das geschriebene Wort, wenn hernach im Heeresbericht zu lesen steht, daß sie Sieger geblieben sind im heißen Luftgefecht. Dann wird abends im Kasino wohl eine Flasche schäumenden Champagners geleert auf das Gedeihen der Fliegerei, auf einen glücklichen Frieden und auf das Wachsen und Blühen des lieben deutschen Vaterlandes.

# Stimmungen hüben und drüben.

Es war zu Anfang November, als die gewaltigſte aller Schlachten, für ein paar Tage an Heftigkeit nachließ, weil Freund wie Feind erſchöpft waren, und vor allen Dingen, weil unſere Gegner der unbedingt notwendige Munitionsnachſchub zwang, mit der Verſchwendung ihrer Granaten etwas vorſichtiger zu ſein, als bisher. Die ſeltſame Ruhe dieſer Tage gegenüber dem geradezu ungeheuerlichen Trommelfeuer der letzten Wochen wirkte beinahe unheimlich. Was unſere Kämpfer in den verſchiedenen Abſchnitten ausgehalten haben, kann mit Worten nie geſchildert werden. Kein noch ſo heißer Dank kann völlig das erſchöpfen, was ſie in dieſen Tagen geleiſtet haben. Die blutigen Tage von St. Peter Vaaſts Wald, von Thiepval, von Combles und Bouchavesnes werden Marksteine in der ſpäteren Geſchichte des deutſchen Volkes werden. Der verfluchte Wald des Peter Vaaſt iſt wohl der grauenhafteſte Ort auf Erden, an dem je Menſchen ihre Soldatenpflicht erfüllt haben, aber trotz allem iſt die Stimmung dieſer Märtyrer für Deutſchlands Ehre und Deutſchlands Sein an kei-

nem dieſer ſchrecklichen Tage klein und verzagt geweſen.

Mit allen Mitteln ihrer von der ganzen Welt unterſtützten Kriegstechnik haben Franzoſen und Engländer wieder und wieder verſucht, den eiſernen deutſchen Wall zu durchbrechen. Wohl haben ſie ihn hier und dort etwas zurückdrücken können, wohl hat ihre ungeheuerliche Artilleriewirkung die Unſeren zwingen können, ein paar Kilometer zurückzugehen, aber das iſt auch der ganze Erfolg dieſer Rieſenoffenſive. D u r c h k o m m e n ſ i e n i c h t!

Und ſie dürfen nicht durchbrechen! Das wiſſen unſere Feldgrauen da vorne beſſer als die, die daheim hinter dem Ofen hocken und ihre Weisheit aus Zeitungen ſchöpfen. Denn ſie ſpüren die Tücke, die Hinterliſt und die ohnmächtige Wut unſerer Feinde, die vor k e i n e m Mittel zurückſcheut, tagtäglich am eigenen Leibe. Sie habens mit eigenen Augen geſehen, wie der Feind im eigenen Lande hauſt, ſie wiſſen, wie er erſt hauſen würde, wenn ſeine buntgemiſchten Horden ſich über deutſche Lande wälzen würden. Was unſere Frauen und Töchter erwarten würde, wenn der Feind je nach Deutſchland hineinkäme, das zeigt uns am beſten jenes Gedicht aus der offiziellen franzöſiſchen

Kriegszeitung „La voix du 75", die von einem französischen Offizier geleitet wird. Da heißt es in wortgetreuer Uebersetzung:

„Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen
Und ihre Flachsmähnen werden nicht schleppen im Blut,
Sie werden sich damit das Gesicht verhüllen,
Wenn für euch die Stunde der Züchtigung schlägt.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen,
Sie werden das Andenken bewahren
An unsere Umarmungen, unsere Lieder,
Sie werden, nackt wie Eva, unsere Lust stillen,
Wenn für euch die Stunde der Züchtigung schlägt.

So geht es blutrünstig und schwülstig noch eine ganze Reihe von Versen weiter. Solche Schweinigelei in einer französischen Heereszeitung kennzeichnet den Geist und die tiefe Demoralisation Frankreichs und seiner Heerscharen besser als tiefgründige Beweise.

Man ist kriegsmüde in Frankreich, sehr, sehr kriegsmüde! Gewiß, wir müßten lügen, wenn wir sagen wollten, daß nicht auch jeder Deutsche das Ende dieses Krieges herbeisehnt, aber wir wissen, warum und wofür wir kämpfen: das Vaterland ist in Gefahr und deshalb sind wir auf unserem

Posten. In Frankreich aber kennt man nur das vage Ziel der Vernichtung Deutschlands und ganz im Hintergrunde winkt die „Befreiung" des Elsaß und der ganzen Welt vom „deutschen Militarismus". Aber das sind nicht die Dinge, mit denen man jahrelang Menschen in den grauenvollsten aller Kriege hetzen kann. Die meisten gebildeten Franzosen sind sich längst darüber im Klaren, daß sie Deutschland im Westen nicht besiegen können. Nach den Aussagen französischer Offiziere haben die letzten ununterbrochenen Angriffe an der Westfront nur noch den Zweck, große deutsche Truppenmassen festzuhalten. Deutschland soll daran verhindert werden, Oesterreich zu unterstützen, das nach Ansicht der Franzosen, am Ende seiner Kräfte angelangt ist. Man will Deutschland im Westen festhalten, damit man im Osten schneller mit Deutschlands Bundesgenossen fertig werden kann. Das ist der Ententeplan! Was aber ist Deutschlands Antwort: der Untergang Rumäniens! So sieht das festgehaltene deutsche Heer aus! Schon wird die Ersatzfrage für die Franzosen immer schwieriger, man hofft von Tag zu Tag auf die Millionen englischer Söldner, die Deutschland erdrücken sollen. Die Verluste der

Franzoſen mehren ſich täglich und ſind ins Ungeheure gewachſen. Gefangene Jäger von der 47. Diviſion ſchätzen die Verluſte ihres Bataillons bei den Sommeangriffen der letzten Oktobertage auf 30 bis 50 vom Hundert. Einige gefangene Offiziere der 10. Diviſion ſagen aus, daß ihre Leute zum größten Teil völlig verwahrloſt und demoraliſiert geweſen ſeien. Schon vor dem Angriff ſeien 20 Mann vom Hundert gefallen, während des Sturmes jedoch ſeinen mindeſtens 60 vom Hundert auf dem Kampfplatze geblieben. Das Angreifen an der Somme, ſo meinten Jäger der 127. Diviſion ſei keine Schlacht, „ein Schlachten ſei's zu nennen". Bei ſolchen „boucheries" werde Frankreich bald keine Männer mehr haben. Ein alter gedienter Sergeant der 6. Diviſion erklärte, daß ſein Regiment ſchon auf dem Anmarſche zur Front 30 bis 50 Mann von jeder Kompagnie verloren habe. Und nicht nur die franzöſiſche Infanterie, auch die Artillerie, beſonders die Feldartillerie hat enorme Verluſte gehabt. Leute von der 51. Diviſion geben als Beiſpiel an, daß eine einzige Batterie 20 Tote und 10 Verwundete hatte.

Und nicht nur das, auch Hunger leiden ſie.

Französische Infanteristen, die über das „toujours marmelade" der Deutschen so gern spöttelten, liefen in die deutschen Gräben über weil sie Hunger hatten. Ein Jäger der 47. Division lief über, weil seine Truppe seit zwei Tagen nichts mehr zu essen bekommen hatte. Von 10 Essenholern seien sieben im deutschen Artilleriefeuer gefallen und sein Regiment sei infolge des Hungers und der großen Verluste nicht mehr imstande, anzugreifen. Es sind unsere Feinde, aber das gute deutsche Herz kann sich doch des Grauens nicht erwehren, wenn ein Gefangener mit Tränen in den Augen, noch zitternd von dem schrecklichen Erleben erzählt: „Meine Kompagnie ist vernichtet. Wir haben 220 Mann in der Kompagnie gehabt, jetzt sind noch 40 Mann da und das Morden ist noch nicht zu Ende. Es ist ein wahres Gemetzel an der Somme." — Auch die Engländer haben enorme Verluste, obwohl englische Offiziere gern die Opfer als nur „leichtverwundet" hinstellen möchten. Der Engländer, besonders der englische Offizier, ist eigentlich ein besonderes Kapitel für sich! Sie alle glauben nach wie vor felsenfest an den endgültigen Sieg der englischen Waffen und ihnen allen ist die den Engländern höherer Stände angeborene arro-

gante Ueberschätzung ihres Heimatlandes und seiner Kräfte eigen, daß ihnen der Gedanke, besiegt zu werden, völlig fremd ist. Nie haben sie diesen Gedanken erwogen und spricht man mit ihnen darüber, so wird er mit einer kurzen Geste und einem fast mitleidigem Lächeln abgetan. Und doch haben gerade die Engländer enorme Verluste gehabt. Ein Abgang von 500 Mann im Bataillon bei einer Gefechtsstärke von 800—900 Mann scheint der Durchschnitt bei den ersten Sturmtruppen der Engländer gewesen zu sein. Viel öfter aber konnten noch weit höhere Verluste festgestellt werden. Eine Kompagnie des 21. Londoner Regiments von der 47. Division erlitt bei dem Sturm am 15. September solche Verluste, daß von den fünf Offizieren und 120 Mann nur ein Unteroffizier und etwa ein halbes Dutzend Leute in die englische Stellung zurückkehrten. Beim Angriff am 3. September verloren die 116. bis 117. Brigade der 39. Division über 2000 Mann. Im ganzen haben die Briten nach ihren eigenen Angaben seit Beginn der Somme-Offensive bis zum 30. September 312 231 Offiziere und Mannschaften verloren. Da aber die Verluste von August und September darin noch nicht inbegriffen sind, so

muß man, bei vorſichtigſter Berechnung noch ein Viertel Monatsdurchſchnitt von 150 000 Mann hinzurechnen, ſodaß die Engländer bis Ende September 402 978 Mann verloren hätten, von denen etwa 48 474 Mann auf die britiſchen Hilfsvölker, Kanadier, Auſtralier, Südafrikaner und Neuſeeländer entfallen. Dazu murren die auſtraliſchen Soldaten durchweg über die ſchlechte Behandlung durch die Engländer. Die Stockengländer weiſen ihnen immer die „unangenehmſten" Aufgaben zu, was ſie früher als beſondere Ehre auffaßten. Erſt jetzt iſt den engliſchen Hilfsvölkern ein Licht aufgegangen, daß ſie nur rückſichtslos ausgenützt worden ſind. Deshalb iſt die Stimmung, beſonders unter den Kanadiern und Auſtraliern ſehr ſchlecht. Auſtralier, die auf dem Privatwege den Tod oder die Verwundung eines ihrer Angehörigen erfahren hatten, konnten ſelbſt nach Wochen vom auſtraliſchen Nachweiſebüro in London nichts hierüber in Erfahrung bringen. Verwundete Auſtralier liegen hilflos ganz zerſtreut in engliſchen Lazaretten, und niemand kümmert ſich um ſie. „Hundertzwanzig Millionen Mark ſind aus Auſtralien nach London gefloſſen, aber trotzdem findet man in ganz London kein anſtändiges Bett für Leute, die Au-

straliens Schlachten mitgekämpft haben" sagte ein australischer Korporal. Die englischen Truppen sind zum größten Teil stark verstimmt über die endlosen Märsche mit Sack und Pack, sowie über die überaus rohe Behandlung durch ihre Vorgesetzten. Der „preußische Militarismus", meinte ein witziger Gefangener, „könne eine schlimmere Mannschaftsbehandlung kaum dulden." Ein Yankee, der sich in Kanada hatte anwerben lassen und den die Unsern unter den Engländern bei Serre gefangen nahmen, sprach unverhohlen seine Freude aus, nunmehr den Schrecknissen entronnen zu sein. Auf die Frage, ob das wahr sei, was in der Presse berichtet wird, daß die Kanadier 5 Schilling am Tage bekämen, antwortete er: „Ja!" — Aber während der Monate, die er in England ausgebildet wurde, sei die Hälfte des Soldes zwangsweise vom Zahlmeister eingespart worden, und hier in Frankreich bekäme er, der gemeine Soldat, einen Frank täglich Löhnung, während der ganze Rest einstweilen beim Zahlmeister aufgespart werde. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß viele von denen, die fallen und die gefangen werden, dieser Ersparnis verlustig gehen. Wie viele Millionen das

für den britiſchen Staatsſäckel ausmache, kann ausgerechnet werden. Der Yankee erzählte außerdem, daß unter den Kanadiern auch Indianer ſeien; genauer, Indianer-Baſtarde, eine Miſchung von Weißen und Rothäuten.

Engländer ſowohl wie Franzoſen klagen über die ſchlechte Führung durch ihre Offiziere. Mannſchaften des Inf./S. Staff. R. von der alten regulären erſten Diviſion beklagten ſich bitter über das Verhalten ihrer jungen Offiziere. Ihre Pflicht erfüllten ſie nicht, aber in den Unterſtänden hockten ſie, um bei der erſtbeſten Gelegenheit, einen „ſhellſhock" vorſchützend, nach hinten verſchwinden zu können. Franzöſiſche Infanteriſten, die in der Gegend von Lihons gefangen wurden, erzählten mir, daß ſie nach anfänglich guten Erfolgen in einem deutſchen Handgranatenangriff völlig kopflos geworden ſeien, weil ſie ohne jede Führung geblieben waren. Es habe ſolche Unordnung geherrſcht, daß verſprengte franzöſiſche Infanteriſten ſich längere Zeit gegenſeitig befeuert hätten. Bei einem zweiten Angriff auf die deutſchen Stellungen, der zwei Tage ſpäter ſtattfand, geriet die franzöſiſche Infanterie in ihr eigenes ſehr ſchweres Artilleriefeuer, ſodaß es der deutſchen Infanterie ein leich-

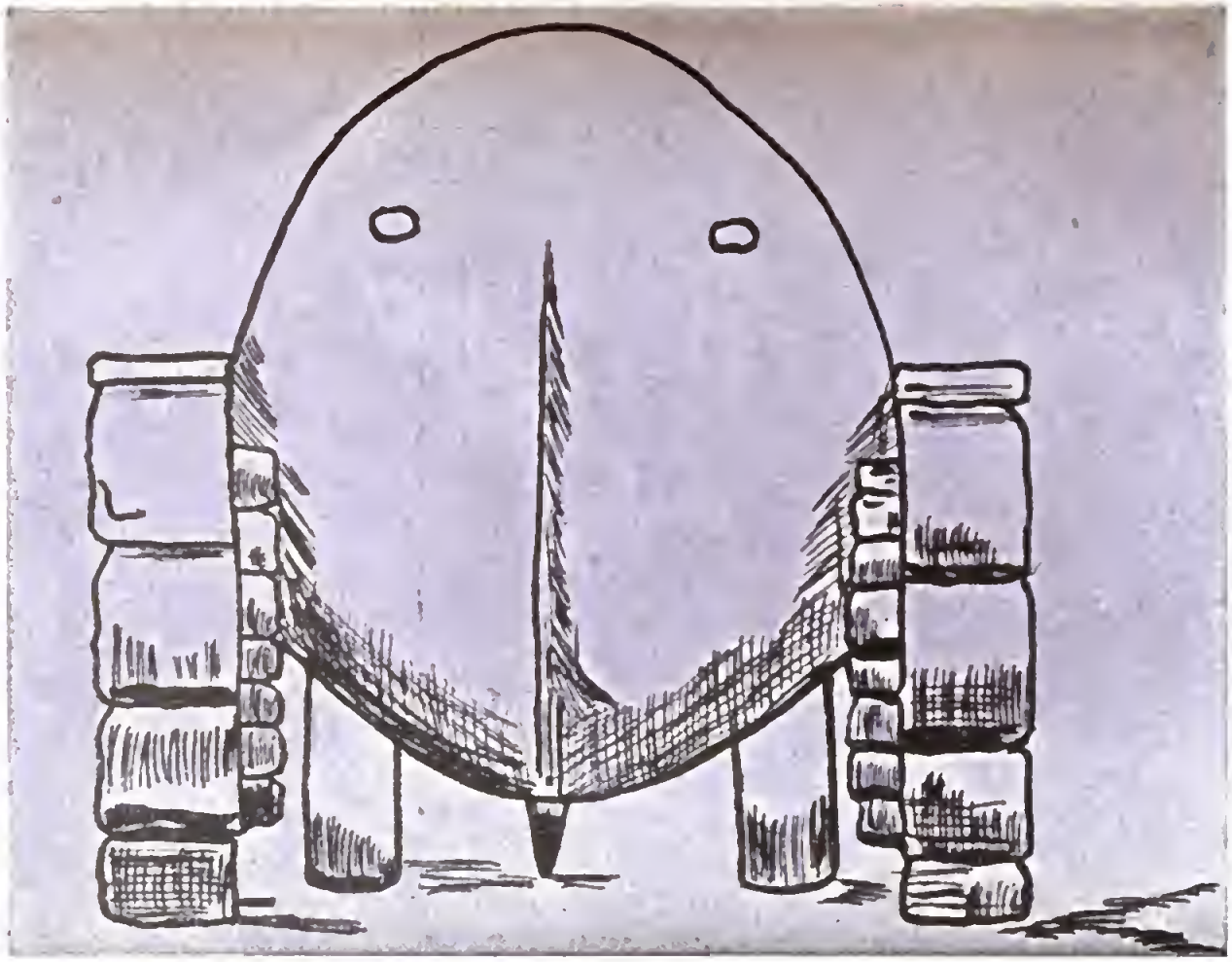
tes war, den Feind durch Gegenstoß zurückzutreiben und dabei 8 Offiziere und 284 Mann gefangen zu nehmen. Die Stimmung aller dieser Leute war mehr als schlecht; sie waren völlig demoralisiert und schienen schwer bedrückt. Froh, gefangen zu sein, schimpften sie weidlich auf den ganzen Krieg, der „sans succès" bleiben werde. Es ist natürlich recht schwer, sich aus den Aussagen von Gefangenen ein genaues Bild der unter den feindlichen Truppen herrschenden Stimmung zu machen, vor allen Dingen bei einem Heere, das aus so völlig verschiedenartigen Elementen besteht, wie die uns gegenüberliegenden Heere der Entente. Aber man darf wohl sagen, daß sowohl Franzosen, wie Engländer durchaus wissen, welche Art des Kampfes ihrer an der Somme wartet, und daß keiner gern in die „Hölle an der Somme" marschiert. Die neu eingetroffenen „Derby-Leute" der Engländer werden von den alten Regulären und auch schon von den Kitchener-Leuten mit scheelen Augen angesehen und die Franzosen ihrerseits wieder wollen von den Engländern im allgemeinen nichts wissen. „A la gare les Anglais, sie versprechen nur, aber sie erfüllen nie", so denken die Franzosen. Nicht die Zeitungen in Paris und London,

die Frontſoldaten geben die Stimmung wieder, die im Ententeheere herrſcht. Ein gefangener Franzoſe kennzeichnet die Lage in Anbetracht des geringen Geländegewinns durch den gewiß draſtiſchen Ausſpruch:

„Ce ne ſont que nos enfants qui arriveront à la frontière allemande.“ Ein anderer Sergeant ſchreibt in einem Briefe an ſeine Frau: „Das 208. Regiment der 2. Diviſion hat an der Somme ſehr ſchwer gelitten, 1500 Mann außer Gefecht, davon 800 Tote. Es iſt nicht mehr zu glauben.“ Aber dennoch glaubt keiner von all' dieſen kriegsmüden Familienvätern, daß Frankreich ſo bald nachgeben werde. Ein ſtrammer, dunkelhaariger Unteroffizier von einem Jägerbataillon erklärte mir mit flammenden Augen: „Der Krieg wird ſolange nicht zu Ende gehen, als die Zeitungen wie bisher weiter lügen und die „großes têtes“ ſich in Paris von den Engländern bezahlen laſſen.“ Und er unterſtrich ſeine kurze, aber ſcharfe Rede, die viele ſeiner Kameraden mit einem leichten Kopfnicken beſtätigen, mit einer kurzen, herriſchen Bewegung ſeiner noch blutſtarrenden Hand. Und was der Jägerkorporal mit ſchlichten, aber hart hervorgeſtoßenen Worten im Dialekt ſeiner pikar-

diſchen Heimat jäh hervorſtieß, das beſtätigt ausführlicher der Pariſer Berichterſtatter des holländiſchen „Nieuwe Rotterdamſche Courant“: „Les bourreurs de crâne“ iſt ein neues Schützengrabenwort und bezeichnet Menſchen, die das Gehirn Anderer mit ihren wertloſen Gedanken vollpfropfen. Dieſes Wort wird von den franzöſiſchen Soldaten auf gewiſſe Vielſchreiber angewandt, deren Charakteriſtikum in der Hauptſache das iſt, daß ſie aus einem ſtillen Winkel täglich mit der Feder die Vernichtung des Feindes verkündigen, die eigenen Erfolge unſinnig vergrößern, die feindlichen Erfolge töricht verkleinern, daß ſie ferner von Zeit zu Zeit behaupten, daß der Feind erſchöpft iſt, und ihn demnächſt das Bajonett wie Butter durchbohren würde. Alles das fällt unter die Arbeit der „bourreurs de crâne“, ein kerniger, geiſtvoll ironiſcher Ausdruck, der der Vergeſſenheit entriſſen werden ſollte.“

Wohin man aber hört unter dieſem, dem beinahe ſicheren Tode Entronnenen, immer wieder hört man eine geheime Wut gegen die engliſchen Bundesgenoſſen heraus. Die Engländer haben nach Anſicht gebildeter gefangener Franzoſen im Laufe der Sommeſchlacht wiederum ihre typiſche



Englischer Panzerkraftwagen. (Nach den Skizzen eines deutschen Offiziers.)

„Kosakenhetman berichtet von russischen Siegen.“ (Ein Flieger-Ulk an der Somme.)

Selbstsucht gezeigt. Die Engländer übernehmen lieber die artilleristische Vorbereitung des Kampfes, als den Kampf selbst. Auch das Abwerfen von Bomben aus Flugzeugen ist bei den englischen Fliegern sehr unbeliebt, da sie, um ein sicheres Ziel zu haben, zu tief heruntergehen müssen und sich dadurch leicht dem deutschen Fliegerabwehrfeuer aussetzen. Diese Arbeit überlassen sie lieber den Franzosen. Oftmals werden französische Bombenflüge von leichten englischen Jagdmaschinen begleitet, weil das Fliegen auf leichten, schnellen Maschinen ohne lästiges Bombengewicht dem englischen Sportssinn mehr entspricht, als die Ausführung eines militärisch wichtigen Bombenfluges. Alle französischen Gefangenen äußern offen ihren Groll auf die Engländer. Man nennt sie „Amateure" und „Papiersoldaten", die nicht vorwärtskommen, während die Franzosen für sie arbeiten müssen. Auch hinter der Front haben sich die Engländer sehr mißliebig gemacht. Sie sitzen in den Kaffeehäusern und machen den Französinnen den Hof, während Frankreichs letzte Reserven in den vordersten Linien verbluten. Andererseits klagen wieder die Engländer über das geringe Entgegenkommen der einheimischen französischen Bevölkerung. Es

ist ihnen nicht recht, daß sie alles bezahlen, daß sie sogar für ein Glas Wasser hin und wieder einen Penny haben entrichten müssen, für ein Volk, „für das sie bluten und kämpfen müssen". Acht Tommies, die einen Pfirsichbaum plündern wollten, wurden auf Veranlassung des Bürgermeisters des Ortes zu 100 Franken Strafe verurteilt und waren darüber höchlichst entrüstet. Und wie steht es mit den farbigen Franzosen und Engländern? Die Inder sind von der Westfront verschwunden und die Senegalneger und mohammedanischen Soldaten, die überliefen, geben ohne weiteres zu, daß viele ihrer Kameraden auch gern überlaufen würden, wenn sich nur die Gelegenheit dazu bieten würde. Auch sie haben keine Lust am Kriege mehr. Mit dem altberühmten französischen „Elan" ist es nichts. Wenn nach langwierigen Vorbereitungen die feindliche Linie wieder einmal um einige hundert Meter vorgeschoben ist, dann singt die Pariser Presse eifrig das Loblied von dem unbesieglichen Schwung des französischen Infanteristen. Die Unsern haben bislang wenig davon gespürt. Sie erkennen die Tüchtigkeit der französischen und englischen Artillerie gern an, aber der „Elan" unserer Feinde kann sich im Nahkampf mit der laut-

losen Tapferkeit unserer Grenadiere nicht messen. Um sie anzufeuern haben sich die französischen Heerführer in letzter Zeit nicht gescheut, ihren Soldaten reichliche Mengen Alkohol zu verabreichen. Zahlreiche französische Soldaten wurden in völlig betrunkenem Zustande gefangen genommen. Die englischen Truppen wieder huldigen in hohem Maße dem Kokaingenuß, und die Australier haben ein in Australien seit langem bekanntes Stimulans eingeführt: das „Pituri" (Frontenglisch „Pitchery") das Gift eines Nachtschattengewächses, das gekaut wird und bereits in Gaben von 5/1000 Gramm eine leichte Narkose hervorruft. Bei größeren Dosen — wie sie die englischen Soldaten, die von den Australiern angesteckt sind — sie fast stets nehmen, folgt jedoch eine allgemeine Schwäche, Lähmung und Tod, sodaß die Gefahr, die für den englischen Soldaten in der zu großen Dosis liegt, nicht gering ist. Das alles sind nur Anzeichen für die Stimmung bei unseren Feinden, die noch verschlechtert wird durch die bei den Engländern beliebte Art der Zwangsrekrutierung. So ist es beispielsweise vorgekommen, daß Leute sich zu einem „Second Line Bataillon" anwerben ließen, das nur für den Heimatschutz bestimmt war und

daß ſie doch plötzlich zur Somme abtransportiert wurden. Oder, daß Leute (10. Glouc. R., 1. Div.) von hohem Alter (43 Jahre alt), die ihre reguläre Dienſtzeit durchgemacht hatten und militärfrei waren, plötzlich wieder eingezogen und mit gefälſchtem Paß, der ihr Alter auf nur 35 Jahre angab, wieder zur Front geſchickt wurden. Das ſind nicht nur Einzelfälle, ſondern ſie ſollen ſehr häufig ſein, ſie werfen auf das Rekrutierungsſyſtem ein grelles Schlaglicht.

Auch die Franzoſen hinter unſerer Front ſind kriegsmüde, mehr noch vielleicht, als die da drüben, aber dennoch glauben ſie immer noch „à la victoire finale". Den deutſchen Heeresberichten glauben ſie nicht, die franzöſiſchen Berichte in der einzigen Zeitung, die ihnen zugänglich iſt, der „Gazette des Ardennes" halten ſie für gefälſcht, und deshalb klammern ſie ſich an die Gerüchte, die täglich von irgendwo unter ihnen aufſpringen. Ein im holperigen Geſpräch mit einem deutſchen Soldaten mißverſtandenes Wort iſt oft der Grund zu einem abenteuerlichen Gerücht. Als der Donner der Sommeſchlacht die Fenſter klirren und die Häuſer beben machte, ſtand das Volk des abends auf den Straßen, ſtarrte mit vorgeſtreckten Hälſen gegen

den blutroten Himmel, tauſchte Erörterungen und ſtille Hoffnungen und ſah mit brennenden Augen den zuckenden Feuerſchein am Himmel. Aber es zog nicht daraus die Lehre, daß dort drüben in der toſenden Hölle ſein Vaterland ſich verblute, nein, die Hetze der franzöſiſchen Preſſe hat zu tief gefreſſen, hat das ganze Volk zu ſehr geblendet, man hat ein neues Gerücht erfunden, das wieder für einige Tage neue Hoffnung gibt:

„Die Ruſſen ſind wieder in Deutſchland, die Engländer haben die Boches auf Brüſſel zurückgeworfen. Allemands bientôt kaputt!" —

Und die Unſeren, ſind auch ſie kriegsmüde und demoraliſiert? — Geht an die Somme, dort wird euch Antwort werden! Was ſie leiden und im verheerenden Feuer leiſten, geht über alles Erfaſſen! Sie führen ein Dulderdaſein ohnegleichen und ſind doch gütig und freundlich allezeit und kennen nichts, als ihre ſchwere, ſchwere Pflicht. Und nicht nur Pflicht! Noch immer gibt es im deutſchen Heere Freiwillige zu allem, was befohlen wird, Freiwillige, die ſich hier an der Somme aus dem halbwegs ſicheren Unterſtand in die Hölle wagen, um ein paar armſelige Näpfe kalten Eſſens

für die Kameraden zu holen, Freiwillige, die den Verwundeten Kameraden in den ſicheren Sanitätsunterſtand bringen, Menſchen, die es nicht fertig bringen, einen Feind zu töten, wenn ſie ihn ſchlafend überraſchen. Das ſind die Helden der Somme, *ſind die Hunnen!*

# Deutſche und feindliche Fliegerei.

Trotz aller gegenteiligen Tatſachen, trotz ihrer eigenen Unzulänglichkeit behaupten die Franzoſen immer noch, den deutſchen Fliegern überlegen zu ſein. Die Engländer ſind wenigſtens ſo ehrlich und geben die Ueberlegenheit der deutſchen Flugzeuge zu, wenn ſie auch ihre Flieger noch in den Himmel heben; die Franzoſen aber wollen ſich nicht belehren laſſen. Nach allen Erfahrungen unſerer Flieger an der Sommefront iſt der franzöſiſche Kampfflieger bei weitem nicht der Draufgänger, als den ihn die franzöſiſchen Berichte gern hinſtellen, es kommt, im Gegenteil, gerade bei den Franzoſen immer häufiger vor, daß ſie einem regelrechten Luftkampf ausweichen. Mit Vorliebe greifen ſie dagegen unſere Beobachtungsflieger an, meiſtens gleich in ganzen Geſchwadern, oder verſuchen, die deutſchen Feſſelballons mit Raketen in Brand zu ſchießen. Der tatkräftig und umſichtig eingreifende deutſche Luftſchutz verhindert ſie aber faſt immer, ihr Ziel zu erreichen.

Die Tätigkeit unſerer Flieger wird vielfach gerade von den eigenen Truppen unterſchätzt, weil

man ſich von der Vielſeitigkeit der Flugtätigkeit und den Aufgaben, die den Fliegern geſtellt ſind, unten auf der Erde, in der Artilleriestellung oder im Schützengraben kein rechtes Bild machen kann. Es gehören eiſerne Nerven, Ruhe, Umſicht und Gewandtheit dazu, über dem Feinde zu fliegen. Immer aber iſt es atembeklemmend, ſich hoch oben in ſchwindelnder Höhe zwei Flugzeuge angreifen zu ſehen. Von Gevatter Tod in allen Geſtalten umlauert, ſteht der Beobachter am Maſchinengewehr, ganz Nerv, ganz Auge für jede Bewegung des Feindes. Auch der Führer wendet kein Auge vom Feinde und muß doch auf alle Tücken des Luftmeers achten, deren es ſoviele gibt. Das koſtet Nerven! Packend zeichnet einen Luftkampf ein Brief von einem Infanteriſten der vorderſten Linie: „Hoch, direkt über uns, kreiſten ſechs unſerer Flugzeuge in der Luft. Von Süden her kam ein Geſchwader feindlicher Flugzeuge in eilender Fahrt daher geſegelt, und ehe wir noch recht begriffen, war in der Luft ſchon ein raſender Kampf entbrannt. Das feindliche Geſchwader zählte wohl doppelt ſoviele Flugzeuge, und doch nahmen's die Unſrigen mit ihnen auf. Hell und ſcharf drang das Tack-tack der Maſchinengewehre trotz heftigſten

Artilleriefeuers an unſer Ohr. Und dann ſahen wir plötzlich einen blendenden Feuerſtrahl hoch oben, ſahen ein Flugzeug ſich mehrfach überſchlagend, wie einen Stein zu Boden plumpſend, ſahen ein zweites, ein drittes abſtürzen, und ſahen ein viertes in ſchrägem Gleitflug auf feindlicher Seite niedergehen. Und ehe wir uns noch recht klar werden konnten, welche Flugzeuge vernichtet worden waren, ſahen wir das feindliche Geſchwader um vier Flugzeuge verringert in eilender Haſt wieder nach Weſten ziehen. Wir konnten nicht an uns halten, ein Triumpfgefühl ohnegleichen ſchwellte unſere Bruſt, und ein jubelndes Hurra ſtieg empor zu den ſtolzen Vögeln, die ſoeben den glänzendſten Sieg errungen." – Der vergißt's nie wieder, der ſo einen Teil des deutſchen, täglichen Heeresberichtes mit eigenen Augen ſah, und vor ſeines Geiſtes Auge ſieht er immer wieder die blendenden, kreiſenden Vögel, wenn er im trockenen Bericht lieſt: „vier feindliche Flugzeuge wurden im Sommegebiet abgeſchoſſen." Kein Flieger, der zum Start über den graſigen Boden rollt, um über den Feind zu fliegen, weiß, welch' Schickſal ihm blüht, weiß, was ihm die nächſten Stunden bringen werden: Sieg oder Tod? Nur ſelten gibt es

ein drittes: die Gefangenſchaft. Heute rot, morgen tot! Selten hat es ein zutreffenderes Wort gegeben, als dieſes, wenn man es auf die Flieger anwendet. Seltſam ſind manchmal die Schickſale der kühnen Piloten, viele ſind vom Glück begünſtigt, andere haben ausgeſprochenes Pech.

Schlimm erging es einem Franzoſen, der in ziemlich geringer Höhe von einem Fokker angegriffen und zur Strecke gebracht wurde. Der franzöſiſche Beobachter wurde geradezu vom Pech verfolgt. Beim erſten Angriff des heranraſenden Fokkers wurde er am Arm und Bein verwundet, fiel ſeinem Führer auf die Arme und verhinderte ſo eine ſachgemäße Steuerung der Maſchine. Als dann noch zwei Spanndrähte zerſchoſſen wurden, die die eine Tragfläche hielten, überſchlug ſich der Nieuport und ſtürzte ab. Während nun der Führer heil und unverſehrt davonkam, brach der Beobachter zu ſeinen Wunden noch beide Beine und wurde, als er durch Krankenträger fortgeſchafft werden ſollte, von der franzöſiſchen Artillerie derart unter Feuer genommen, daß er von einer großen Anzahl von Granatſplittern ſchwer verwundet wurde. Das ſind Fliegerſchickſale, die jedem der kühnen Luftſegler allſtündlich begegnen können,

deshalb erwächſt auch zwiſchen Führer und Beobachter eine Kameradſchaft und ſtarke Freundſchaft, wie man ſie ſonſt ſelten zwiſchen zwei Männern findet. Sie wiſſen, ſie brauchen einander in Not und Gefahr, auf Gedeih und Verderb, und jeder hat ein Gefühl der Beruhigung, wenn er weiß, daß er ſich — wenn es gilt — auf den Kameraden, ſeine Ruhe, Sicherheit und Umſicht verlaſſen kann, getreu dem alten Fliegerſpruch: „Heut' er, dann ich, dann Du!"

Und die Feinde fürchten dieſe ſchlanken, biegſamen Menſchen, die hart ſind wie Stahl, wenn es die Not der Stunde gebeut. Vor einem „Fokr", wie ſie ihn nennen, haben die Franzoſen noch alle Mal das Weite geſucht. Die jüngſte Waffe des deutſchen Heeres iſt in ihrer Durchbildung nicht hinter den anderen zurückgeblieben und leiſtet ſchon heute mehr, als man zu Anfang des Völkerringens auch nur zu ahnen wagte. Deshalb iſt es ganz beſonders intereſſant, einmal die franzöſiſchen Zeitungen zu verfolgen, wie ſie es anſtellen, dem Publikum Sand in die Augen zu ſtreuen, um den Nimbus der Beherrſchung der Luft ſo lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Den Gipfel einer derartigen Irreführung des Laien-

publikums hat ſich wohl die bekannte franzöſiſche Zeitſchrift „L'Illuſtration" geleiſtet, worin ſie unter der Ueberſchrift „Die Luftgefechte" einen Aufſatz veröffentlicht, den auszugsweiſe hier wiederzugeben ich mir nicht verſagen kann. Der Aufſatz iſt unzweifelhaft von einem Fachmann geſchrieben, wimmelt aber derartig von Prahlereien, wie ſie eben nur ein Franzoſe anwenden darf, ohne der Lächerlichkeit anheimzufallen. Auch in dieſem Artikel ſind die Deutſchen einfach „les Boches"; man redet in Paris eben von uns nicht anders. Zu Anfang ſeiner Ausführungen bleibt der Franzoſe ziemlich bei der Wahrheit und ſchildert mit auffallender Genauigkeit die beiderſeitigen Flugzeuge und ihre Bewaffnung; dann aber beginnt ein Phraſengeklingel tollſter Art. Der Schreiber ſchildert, wie das franzöſiſche Jagdflugzeug kühn aus 4000 Meter Höhe auf einen „Avion-Boche" herunterſtößt wie ein Adler, und fährt dann fort: „Gewöhnlich verliert der Boche den Kopf und manövriert nicht oder faſt gar nicht. Er hat nur den einen Gedanken: ſo ſchnell als möglich nach Hauſe, nach Hauſe und tollkühn (aha) ſtellt er die Maſchine auf den Kopf, um in gerader Linie heimzufliegen." Der überaus tüchtige franzöſiſche Held

greift nun natürlich mit Elan an, und ausgerechnet beginnt nun der Deutſche aus „lauter Furcht", ſeine Patronen ununterbrochen abzuhaſpeln. „Aber der Boche iſt nun nicht gefährlich, man muß ihm nur energiſch zu Leibe rücken, um ihn ganz kopflos zu machen." Aus lauter Höflichkeit, Furcht und Anerkennung der Ueberlegenheit läßt ſich der Deutſche nun ruhig abſchießen, wenn — jawohl, jetzt folgt doch ein Wenn — der Franzoſe genug Kaltblütigkeit bewahrt hat." Dann aber muß der Herr Verfaſſer feſtſtellen, daß nicht alle „Boches" ſich ſo ohne weiteres abſchießen laſſen, nein, Ehre, dem Ehre gebührt; einigen wenigen fällt das Herz nicht gleich tiefer, wenn der unüberwindliche Franzoſe kommt, ſondern erſt ſpäter. Solche Deutſchen erwarten den Angriff und geben nur Reihenfeuer ab. Aber als echt franzöſiſcher Pilot kommt man auch da nicht in Verlegenheit: „Man greift nun zu Einſchüchterungsmitteln! Man wendet ſtändig um das Boche-Flugzeug herum, mal nach rechts, mal nach links, indem man ſich dabei überſchlägt und die unvorhergeſehenſten Akrobaten-Kunſtſtücke macht. Dabei braucht man keine Patrone zu verſchießen, denn kopfſcheu gemacht, wird er ſich endlich doch bequemen, ſeine Maſchine

auf den Kopf zu ſtellen.“ Dieſe Ratſchläge werden noch ſpaltenlang weitergegeben, immer ſpielt der Deutſche in einem ſolchen Luftkampfe eine untergeordnete, ja geradezu alberne Rolle, und wenn die deutſchen Flieger im Luftgefechte alles das täten, was der phraſenreiche Franzoſe ihnen andichtet, wären ſie reif fürs Irrenhaus. Da man nun aber in Frankreich auch einmal etwas von einem „Fokker“ gehört haben könnte, wird auch dieſe Maſchine von unſerem ſchreibſeligen Franzoſen mit einigen Federſtrichen zum alten Eiſen geworfen. „Wenn ein Fokker einem Nieuport begegnet, verſucht er ſofort, ihn zu umkreiſen, da dieſes die einzige Art iſt, die die Deutſchen beſitzen, um ſich uns anzupaſſen, da ſie ja auf Luftkunſtſtücke verzichten. (Gott ſei Dank!) Die Fokker können nur Beobachtungs- und Bombenflugzeuge angreifen, eine leichte Beute, die ihnen ihren ganz zu Unrecht beſtehenden Ruf eingetragen hat; es geſchieht nur ſelten, daß ſie ſich an unſere Jagdflugzeuge wagen.“ Monſieur Grandebouche ſchließt dann mit einem geradezu phänomenalen Unſinn, der bei allen deutſchen Fliegern wahre Lachſalven hervorruft. „Bei uns“, prahlt Grandebouche, „hält man ſich an den Fliegergeiſt der Piloten, an ihre Gewiſſenhaftigkeit

und an ihre perſönliche Art, wie ſie ihre Aufgabe auffaſſen. Bei den Deutſchen aber iſt jeder Flieger verpflichtet, einen Höhenmeſſer mitzunehmen und ſich nach dem Fluge einer ſtrengen Kontrolle zu unterwerfen. Er kann ſich deshalb ſeiner Aufgabe nicht ſo hingeben, wie unſere Flieger, und, ſich ſelbſt überlaſſen, fehlt ihm die Initiative, da ſie ihm ungewohnt iſt!" —

Soweit der franzöſiſche Prahlhans, der ganz vergeſſen zu haben ſcheint, daß die franzöſiſchen Fliegerverluſte bedeutend größer ſind als die deutſchen. Ganz gewiß verzichtet der Deutſche auf eine derartige Luftakrobatik, wie ſie der Franzoſe ſchildert. Ein deutſcher Flieger greift an und verſucht ſeinen Gegner im ehrlichen Kampfe unterzukriegen, Kunſtſtückchen zu machen widerſtrebt ihm. Wenige Tage nach Beginn des Krieges waren franzöſiſche Militärſchriftſteller tätig, um die gewaltige Ueberlegenheit der franzöſiſchen Luftmacht über die deutſche zahlenmäßig feſtzuſtellen, ganz ungerechnet die größere Geſchicklichkeit und Uebung, die den franzöſiſchen Fliegern eignen ſollte. Andererſeits ſtrömten aber ſchon damals aus allen Teilen der Welt Abenteurer zuſammen, um dem franzöſiſchen Staat ihre Dienſte als Flieger anzubieten. Man faßte

die Fliegerei auf der franzöſiſchen Seite nicht wie in Deutſchland als rein militäriſche Tätigkeit auf, ſondern ſah in ihr mehr einen Sport kühner und wagemutiger Männer, die auf ihre etwas gefährliche Art und Weiſe dem Feinde ſchaden konnten wo es nur möglich war. Aus dieſem Grunde erhoffte Frankreich alles von ſeinen großen Sportfliegern, von den Pegoud, Garros, Guynemer, Bleriot, Vedrines, Chevillard u. a. Dieſe Hoffnungen der Franzoſen ſind bitter enttäuſcht worden. Von allen den „großen Kanonen" hat bislang nur Guynemer wirkliche Erfolge gegen Deutſchlands Flieger zu verzeichnen gehabt. Pegoud ſtarb in den Vogeſen den Heldentod durch eine deutſche Fokkerkugel. Garros ſitzt in deutſcher Gefangenſchaft, Rochefort, der einer Jagdſtaffel angehörte, wurde abgeſchoſſen, ebenſo Navarre, der verwundet in Paris liegt. Und Guynemer, der „Bölcke Frankreichs": er wurde um den 20. September 1916 herum in der Gegend von Roye im Kampf mit deutſchen Flugzeugen durch franzöſiſche Fliegerabwehrkanonen heruntergeholt. Er ſtürzte bei Fécamp ab, ſein Flugzeug wurde völlig zertrümmert, er ſelbſt nur leicht verwundet.

Und noch eine andere Hoffnung der Franzoſen

**Ein erbeuteter französischer Farman-Doppeldecker.**
(Der rote Tomahawk ist das Abzeichen der amerikanischen Ententeflieger.)

ſollte in dieſem Kriege zuſchanden werden. Wie man auf die Sportflieger rechnete, ſo rechnete man nicht nur in den Kreiſen des franzöſiſchen Publikums, ſondern mehr noch in Fachkreiſen, auf eine gewaltige Ueberlegenheit der kleinen und leichten franzöſiſchen Eindecker über die ſchweren gepanzerten deutſchen „Dreſchmaſchinen". Gleichzeitig mit dem Verſagen der „Luftgrößen" verſagten aber auch die geprieſenen ſchnellen Eindecker. Man warf den Eindeckern vor, daß ſie nicht imſtande ſeien, die vom Kriegsdienſt unbedingt geforderten Laſten an Munition, Maſchinengewehren etc. zu tragen, und daß ſie nur einen mangelnden Ausblick gewährten. Mit dem Verſchwinden des leichten Eindeckers verſchwand aber auch folgerichtig der leichte Umdrehungsmotor und machte einem ſtärkeren Standmotor Platz, wie denn überhaupt der franzöſiſche Flugzeugbau ſich mehr und mehr an den deutſchen anlehnt, indem er von der Verwendung des Standmotors bei einigen ſeiner Typen auch ſchon zum geſchloſſenen Rumpf überging.

Da man ſich von der Verwendung der großen Sportflieger Wunderdinge verſprach, ſo dachte man zuerſt mit keinem Gedanken an die Organiſierung der franzöſiſchen Heeresluftfahrt. Erſt als

die Sportflieger im Kampfe gegen die deutſche Fliegerei allzu raſch verbraucht wurden und ein Erſatz unbedingt erforderlich wurde, entſchloß man ſich, offenbar unter dem Druck der beißenden Kritik der franzöſiſchen Preſſe, die Luftfahrt zu organiſieren. Am 15. September 1915 ernannte man einen Unterſtaatsſekretär für die Luftſchiffahrt, ein Amt, das der frühere Advokat René Besnard übernahm. Als Nichtfachmann hatte Besnard keine Ahnung von der Luftfahrt. Dafür verſtand er es aber, bei feſtlichen Anläſſen vorzügliche Reden zu halten und endlich einen ſchlauen Schritt zu tun, der ihm mit einem Schlage die Verantwortlichkeit für ſein neues Amt nahm, ihm aber die Vorteile desſelben nicht entzog. Er gründete nämlich aus bekannten Automobil- und Flugzeuginduſtriellen den aus zwanzig Mitgliedern beſtehenden „Beratenden Ausſchuß für die Heeresluftfahrt", der die Aufgabe hatte, „Frankreich die Vorherrſchaft in der Luft zu verſchaffen". Im Januar 1916 erkannte man jedoch ſelbſt in dieſem Ausſchuß, daß die Lage unhaltbar geworden war. Schlimmer noch als die amtliche Erkenntnis war die plötzliche, faſt helleheriſche Erleuchtung, die dem franzöſiſchen Publikum kam. Die großen

franzöſiſchen Verluſte im Luftkampf, das häufige Unterliegen ſelbſt bekannteſter franzöſiſcher Flieger, die Zeppelinbeſuche über Paris, deutſche Fliegerangriffe auf Dünkirchen, Nancy, Belfort und auf Eiſenbahnanlagen weit hinter Verdun, peitſchten das Volk zu immer größerer Erregung auf, und aus franzöſiſchen Fliegerkreiſen ſelbſt wurden ſchwere Anklagen laut. Dieſe häuften ſich derart, daß René Besnard am 8. Februar demiſſionierte. Damit iſt aber auch das Unterſtaatsſekretariat für Luftfahrt in Frankreich eingeſchlafen, denn bislang iſt noch kein Nachfolger für Besnard ernannt worden.

Trotz aller dieſer unzweifelhaft vorhandenen inneren Wirren in der franzöſiſchen Fliegerei muß man den franzöſiſchen Fliegern dennoch das Lob zollen, daß ſie mit unvermindertem Eifer und oft tollem Wagemut immer wieder gegen die deutſchen Flieger vorgehen. Sie ſind ſchier unermüdlich in Erfindungen von Kriegsliſten und neuen Einrichtungen an ihren Maſchinen. Faſt jede abgeſchoſſene franzöſiſche Maſchine, die in deutſche Hände fiel, wies irgendeine Neuigkeit auf, die in der Idee gut, aber in der Ausführung mangelhaft war. Man ſah, daß irgendein Mechaniker oder ein Pilot eine

Idee gehabt und ſie an der Maſchine ſchnell zur Ausführung gebracht hatte, um den gefürchteten Gegnern wenigſtens in einer Hinſicht überlegen zu ſein. So tauchten vor einiger Zeit Morane-Eindecker auf, deren Tragdecks oben braungrün geſtrichen waren, ſo daß ſie von den hoch über ihnen fliegenden deutſchen Flugzeugen von dem braungrünen Ton der Erde nicht unterſchieden werden konnten. So fand man an einer anderen franzöſiſchen Maſchine eine ganz neue ſinnreiche Vorrichtung, zum Abſchießen von Feſſelballons; aber trotz aller dieſer Erfindungen wird es der franzöſiſchen Fliegerei nicht möglich ſein, den auf rein wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhenden Vorſprung des deutſchen Flugzeugbaues, der nur die militäriſche Verwendung des Flugzeuges im Auge hat, wieder einzuholen. Der Sieg der deutſchen Fliegerei iſt, wie überall in dieſem Kriege, in erſter Linie ein Sieg der deutſchen Organiſation, die auch dieſes ſchwierige Problem reſtlos gelöſt hat.

Die deutſche Fliegerwaffe hat einen nicht geringen Anteil an den Erfolgen an der Somme. „Die äußerſte Anſpannung aller Kräfte verlangt auch von unſeren Fliegern im Beobachtungsdienſt für

die Artillerie und bei den hierfür erforderlichen Schutzflügen der Kampfflieger außerordentliche Leiſtungen. Unſere Flieger im Beobachtungsdienſt können ihre ſchwere Aufgabe nur erfüllen, wenn ihnen die Kampfflieger den Feind fernhalten. Daher kommt es auch, daß die Luftkämpfe an der Somme in den beiden letzten Monaten einen Umfang und eine Heftigkeit angenommen haben, die man bisher kaum für möglich hielt. Von franzöſiſcher und engliſcher Seite war ein Maſſenaufgebot an Zahl und Güte im Kampfgebiet der Somme zuſammengezogen worden, demgegenüber auch von unſerer Seite mit ſtärkſten Luftſtreitkräften begegnet werden mußte und auch wurde. Trotz der erheblichen zahlenmäßigen Ueberlegenheit der Feinde ſind die meiſten der beiſpiellos heftigen Luftgefechte zu unſeren Gunſten entſchieden worden. Und — das ſei beſonders hervorgehoben — nicht wenige der feindlichen Flugzeuge gingen dem Gegner über ſeinem eigenen Gebiet verloren, ein Beweis, daß ſich deutſche Flugzeuge genau ſo über die feindliche Front hinaus wagen, als die Feinde. Wie ſteht es denn mit den beiderſeitigen Verluſten zu Ende des Oktobermonats: Deutſchland verlor ſeit Ende Auguſt 1915 144 Flugzeuge, der Geg-

ner 565. Das iſt ein Unterſchied von 421 Flugzeugen zu Deutſchlands Gunſten!

Und nun ein wenig zu den Fliegern ſelbſt. Wir haben ihrer viele gefangen genommen und haben in den meiſten von ihnen tapfere und ebenbürtige Gegner kennen gelernt, die ſich mehrfach geweigert haben mit den ihnen zugewieſenen Exploſivgeſchoſſen, den „Buckingham Tracers" auf Deutſche zu feuern. Gute und geſchickte Flieger, fehlt es weder dem Engländer, noch dem Franzoſen an dem nötigen Mut Luftkämpfe zu beſtehen; aber es gibt auch Elemente unter ihnen, die der feindlichen Fliegerwaffe wenig Ehre machen. Dazu gehören jene, die in ihren Flughäfen angebliche „Erfolge" maßlos aufbauſchen und den Anlaß geben zu den oft ſo lächerlich ſchwülſtigen franzöſiſchen und engliſchen Heeresberichten über die „Flugtätigkeit". So rühmt ſich ein Sergeant Guy unſeren unvergeßlichen Immelmann abgeſchoſſen zu haben, nachdem ſein Führer Leutnant Mac Cubbin von Immelmann an der Schulter verletzt worden ſei. Miſter Guy hat ſich für ſeine „Heldentat" tüchtig feiern laſſen und hat auf Grund ſeines Berichtes die „Diſtinguished Conduct Medal" erhalten, während Leutnant Mac Cubbin mit dem „Diſtinguis-

hed Service Order" ausgezeichnet worden iſt. Und was iſt beider Verdienſt? Daß ſie das Weite geſucht haben als der ehrenwerte Herr Mac Cubbin ſeinen Schulterſchuß aus Immelmanns Maſchinengewehr erhalten hatte.

Kürzer und klarer kann das heilige Pflichtgefühl, das Flieger wie Oswald Bölcke beſeelte, nicht geſchildert werden, als durch einen eigenen Brief unſeres Helden, den er am 24. Oktober 1916 an einen Bekannten ſchrieb, drei Tage vor ſeinem Tode:

„Sehr geehrter Herr .... Vielen Dank für Ihren Brief vom 8. 10. und beſten Dank für Ihre freundlichen Glückwünſche. Daß ich ſeit einiger Zeit eine Staffel führe, werden Sie wohl erfahren haben. Es iſt ſehr viel zu tun, macht mir aber Freude, beſonders da wir fliegeriſch guten Erfolg haben. Es iſt hier an der Somme ein wahres Fliegereldorado, bei einigermaßen gutem Wetter hängt der ganze Himmel voller Engländer, obwohl es ſchon ſehr nachgelaſſen hat. Ehe ich hierher kam, war ich auf längerer Dienſtreiſe abweſend. Ich war dienſtlich in der Türkei, in Bulgarien und Südrußland. Es war ſehr ſchön und intereſſant, und ich habe viel Neues

kennen gelernt. Vielleicht kann ich Ihnen perſönlich mal darüber berichten."

Es hat nicht ſollen ſein. Es war ſein Schickſal, für des Vaterlandes Freiheit und Ehre zu fallen, wie vor ihm ſo mancher andere. Sein Name aber wird in allen deutſchen Herzen fortleben, ſolange man von dieſem Kriege ſingen und ſagen wird: Das war „unſer Bölcke"!

Eine Zeitlang hatte die deutſche Infanterie unter den Fliegern beſonders zu leiden. Das war in jenen Tagen, als tollkühne Franzoſen plötzlich damit begannen, unſere Schützengräben von oben mit Maſchinengewehrfeuer und Bomben zu „beharken". Nun, nach Gefangenenausſagen, haben die franzöſiſchen Flieger dieſe Aufgabe nicht beſonders gern erfüllt. Sie ſcheuten ſich, tief über den deutſchen Linien zu fliegen, da ſie das Feuer der deutſchen Maſchinengewehre fürchteten. Erſt, als ſie mit ihrer Artillerie das Uebereinkommen getroffen hatten, jedes Maſchinengewehrfeuer durch ein ſtarkes Artilleriefeuer auf die Gräben zu vergelten, wagten ſie ſich an dieſe gefahrbringende Fliegerei. Heute leiſten unſere deutſchen Infanterieflieger auch in dieſer Hinſicht wertvolle Dienſte. Tatkräftig haben ſie im September und Oktober 1916

in den Kampf auf der Erde eingegriffen und aus nur 200 Meter Höhe Erdziele mit Bomben und Maſchinengewehr angegriffen.

Zu einem aber haben ſich deutſche Flieger nie hergegeben: zum Abwerfen gemeiner Schmähſchriften auf den Feind! Die „Gazette des Ardennes" iſt das einzige, was deutſche Luftſtreitkräfte dem Feinde an Schriftlichem oder Gedrucktem haben zukommen laſſen, im Gegenſatz zu den Feinden, die immer und immer wieder verſuchen, deutſche Soldaten durch plumpe Fälſchungen und traurig-gemeine Schmierereien zur Deſertion zu veranlaſſen. Hofft die Entente dadurch den Sieg an ihre Fahnen zu heften? Die Hoffnung mag ſie aufgeben, in der Luft geht es Mann gegen Mann, und da kann die deutſche Fliegertruppe auf eine Reihe von Heldentaten und Ergebniſſe zurückſchauen, wie ſie keine andere Fliegertruppe der Welt aufzuweiſen hat. Die Namen, Bölcke, Immelmann, Wintgens, Buddecke, v. Mulzer, v. Althaus u. a. ſind in aller Munde, und die Schreckenswirkungen deutſcher Bombenflüge über London, Paris, Guillaucourt, Audriuq, Cériſy u. a. Orten ſind den Franzoſen doch genug bekannt. Trotzdem bleiben die deutſchen Flieger ruhig und beſcheiden

den und prahlen nicht mit Luftkunſtſtückchen. Um endlich noch eine Hoffnung unſerer Feinde zuſchanden zu machen: auch Flieger-Erſatz hat Deutſchland mehr als genug. „Der Erſatz an Flugzeugführern", ſchreibt Gabriële Hannotaux, „macht den Deutſchen große Schwierigkeiten"! Nein, Herr Hannotaux, Sie ſchwindeln; Schwierigkeiten macht es den Deutſchen nur, den gewaltigen Andrang von Freiwilligen — nach 26 Kriegsmonaten noch Freiwilligen — zu regeln. Tauſende harren ihrer Ausbildung als Flieger, an ihrer Spitze, Herr Hannotaux, der nicht unbekannte Huſaren-Rittmeiſter Prinz Friedrich Karl von Preußen; ſie alle wollen tüchtige Flieger, nicht Flugartiſten werden. In Deutſchland gibt es keine Luftakrobaten, wohl aber Militärflieger. Und die ſind tüchtig! Mehr verlangt der nüchterne Deutſche nicht.

# Die Schlacht im Schlamm.

Mitte November 1916.

Und die wahnwitzigſte aller Schlachten nimmt ihren Fortgang. Fünf Monate nun trommelt ein Orkan von Feuer und Eiſen auf dasſelbe Stückchen Erde, das ſich längs des Sommefluſſes hinzieht, dieſes Fluſſes verfluchten Namens, der jeden grauſen macht, der ihn ausſprechen muß. Seit Wochen regnet es. Und das macht alle dieſe Kämpfe noch ſchrecklicher, grauſiger. Es iſt eine Schlacht im Schlamm. Das ganze Kampffeld iſt ein einziger, weichflüſſiger, weißgrauer Brei, in dem Freund und Feind ſeit Tagen und Wochen das Leben friſten. Die einſt ſo feſten, kunſtgerecht gebauten Gräben ſinken an allen Ecken und Enden ein, die Berge von Sandſäcken auf den Bruſtwehren rutſchen in ſich zuſammen und die Böden der Gräben ſind rauſchende, lehmgelbe Bäche, in denen die Unſern hüben, die Gegner drüben bis an die Knie in Lehm und Waſſer ſtehen. Das Vorfeld vor den Gräben iſt eine feuchte Mondlandſchaft. Alle die großen und kleinen Granattrichter, die Furchen und Löcher ſind mit Waſſer gefüllt, und

lehmige Rinnſale ſuchen plätſchernd ihren Weg in die — Gräben. Und in dieſe grenzenlos traurige Wüſte hämmert ohne Unterbrechung, immerdar und immerdar das wütende, haſtige Trommelfeuer der Gegner. Vor dieſem lückenloſen, eiſernen Vorhang aus platzendem, krachenden, unaufhörlich heranbrauſendem Eiſen, in all' dieſem entſetzlichen Aufruhr wahnſinnig gewordener, menſchlicher Beſtialität, liegt unerſchüttert die menſchliche Mauer, um das Vaterland bis zum letztem Atemzuge vor denen dort drüben zu ſchützen.

In Dreck und Schlamm, oft ohne jede Verbindung mit den rückwärtigen Reſerven, ohne die Möglichkeit, warmes Eſſen durch das Gardinenfeuer nach vorn zu holen, ſo liegen ſie Tag um Tag, Nacht um Nacht in dieſem ununterbrochenen Hagel ſchwerer und ſchwerſter Geſchoſſe. Und wanken und weichen nicht und harren aus, bis zum bitteren, bitteren Ende, bis die tückiſche Kugel ein Ende macht oder — unerhoffte Seligkeit — die Ablöſung naht. Man mag die Leiden aller Jahrhunderte nehmen, Größeres, Etwas, das ungeheuerlicher wäre, als das, was unſere Helden an der Somme erdulden, täglich und ſtündlich durchmachen, hat es nie gegeben und wird es hoffentlich

nie geben. Denn ſchon dieſes geht über alles menſchliche Erfaſſen.

Hört dann das nervenpeitſchende Feuer einmal auf, dann kommen ſie ſelbſt über Tümpel und Weiher, mit Gebrüll und Geſchrei meiſt nicht mehr nüchtern und ſchleudern in wilder Raſerei Handgranaten und ſchwingen blinkende Bajonette. Dann ſolltet Ihr daheim die Unſern ſehen, wie ſie aus den Löchern heraus ſind, ehe die da drüben es ahnen können, wie die Maſchinengewehre hämmern und Kolben und Handgranaten auf Stahlhelme und unbedeckte Schädel ſurren. Das iſt aufgeſparte Kraft, Befreiung von tagelanger, unfreiwilliger Muße, iſt der furor teutonicus.

Der 5. November war einer von dieſen Tagen, an denen Engländer und Franzoſen den Durchbruch verſuchten. Das Vorbereitungsfeuer war ungeheuer, tauſend Superlative können nicht entfernt die wahnwitzige Munitionsverſchwendung ſchildern, mit der die Gegner den Unſern beizukommen ſuchten. Zweihundert Batterien ſpien Feuer, leichte und mittlere, ſchwere und ſchwerſte Kaliber hämmerten ohne Unterlaß tauſende von Tonnen Stahls auf die deutſchen Gräben. Zwei, drei gleichzeitige Einſchläge ebneten ganze Graben-

parzellen mit Vor- und Hinterland ein, die Luft war voller Feuer und Eisen, schwefelgelber, stickiger Qualm deckte die Gräben zu und erschwerte das Atmen. Weil sie mit einem tiefen Durchstoß rechneten, hatten die Briten ihre Angriffsartillerie sehr nahe an ihre Gräben herangeführt. Und stunden- und tagelang fuhr der heulende Tod am Himmel einher, bis der Engländer unsere Gräben für sturmreif hielt.

Dann kamen sie herangestürmt, in dichten, allzudichten Massen, in denen unsere Maschinengewehre schreckliche Arbeit verrichteten. Ueber elf Divisionen, alles, was er hatte zusammenraffen können, hatte der Feind eingesetzt; zwischen Le Sars und Lesboeufs, wo der Kampf am heftigsten wogte, brandeten drei englische und zwei australische Divisionen gegen die Mauer der Unseren an, ohne auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Nordöstlich von Le Sars konnten die gegnerischen Stoßtruppen an einzelnen Stellen in die deutsche Stellung eindringen, aber ein furchtbarer Gegenstoß der aufs äußerste erbitterten Grabenbesatzung trieb sie zu schleunigem Rückzug. Das Kühlwasser der Maschinengewehre kochte, so groß war die gräßliche Ernte. Der Sichelwagen des Todes

fuhr über das Land und mähte blutige Garben. Aber immer wieder griffen die französischen Massen in schier sinnloser Zähigkeit von neuem an. Und weiter nördlich die Engländer, die die vielumstrittene Lesboeufsstellung nun auch an ihre Verbündeten abgetreten hatten. Das Blut floß wieder einmal in Strömen, die australischen Divisionen litten furchtbar. Frankreich opferte von neuem Hekatomben seiner Söhne nutzlos, nutzlos! Gegen Transloy rannten sie dreimal in wildem Anprall an, dreimal fluteten sie im stärksten Maschinengewehrfeuer zurück. So unternahmen sie vom Morgen bis zum Abend fast ohne Unterbrechung einen Angriff nach dem andern, kaum ist ein Sturm am deutschen Widerstand zerschellt, jagen hirnverbrannte Angriffsbefehle schon wieder neue Sturmkolonnen gegen die deutschen Maschinengewehre. Gleitend, stolpernd, fallend springen sie über kotige Felder, durch Pfützen und schlammige Gräben, hinein in den deutschen Eisenhagel, der ununterbrochen hämmert und tobt und gräßliche Lücken in die feindlichen Reihen reißt. Mitten in die dichten Massen schlägt das sprühende Eisen, lückenlos trommelt das deutsche Sperrfeuer jeden Angriff nieder und findet auch weiter

hinter den Sturmkolonnen in den überfüllten feindlichen Gräben gräßliche, aber lohnende Ziele. Die hinter der feindlichen Front zum Ansporn für die Infanterie aufgestellten gewaltigen Massen von Kavallerie haben nicht die geringste Gelegenheit, eine „Verfolgung" aufzunehmen.

Von der Frische aber, die sich trotz dieser schlimmen Tage an der Front erhielt, gibt Zeugnis der eingelaufene Meldezettel des eine Kompagnie führenden Leutnants: „Stimmung bei den dicken Kalibern mies. 2 Uhr 35 kamen die Tommies. Alles, was lebte, empfing die Brüder. Die 11. Kompagnie hatte eine gute Strecke, kein Schwanz kam bis in den Graben. Alles flutete wieder rückwärts und wurde durch Sperr- und Infanteriefeuer niedergemacht. Haltung der eigenen Leute bewundernswert, teilweise wieder freihändig stehend geschossen. Nach abgeschlagenem Angriff ließ ich als erstes Kommando „Stoppen" durchsagen, um Munition zu sparen. Das zweite Kommando war: „Frühstückspause!" Stimmung der Leute: „Deutschland, Deutschland über alles!" Verluste noch nicht festgestellt, Granatlöcher nachts absuche." H . . ., Leutnant und Kompagnieführer.

So ging's am 5. November, so wiederholte

Marktplatz in St. Quentin.

Die Basilika von St. Quentin.

ſich's am 7. November. Faſt dasſelbe Bild, nur mit dem Unterſchied, daß die Franzoſen bei Ablaincourt und Preſſoire kleine Erfolge errangen. Ich ſprach deutſche Infanterie kurz nach der heißen Schlacht, die Leute waren ernſt und ſtill, noch hämmerte das erregte Blut in ihren Adern; aber ſeltſam, nicht einer klagte, nicht einer. Sie gönnten dem Franzoſen den kleinen, örtlichen Erfolg, „laßt ſie, ſie haben's teuer genug bezahlt", ſagte leiſe ein Unteroffizier, deſſen ſchwerer Stahlhelm über und über zerbeult war. Und dann erzählten ſie von dieſen Kämpfen in Kot und Schlamm, im ſtrömenden Platzregen. Schlamm und Roſt verſtopfte die Gewehre, da war jede Waffe gut. Handgranaten und blanke Meſſer, abgebrochene Kolben und Grabenſchaufeln, alles, alles dieſes diente als Waffe in ſchauerlichen, blutigſten Nahkämpfen. Die Kämpfer griffen ſich auf der Erde, in Schlamm und Dreck liegend, an, weil der glitſchige Boden keinen feſten Halt zu mannhaftem Standkampf gab. Es war ein grauſiges, erbittertes, ſchleichendes Morden. Nur in Preſſoire wüteten deutſche Maſchinengewehre. Vor Schmutz und Schlamm geſchützt, mit Sorgfalt bewahrt, ſtanden ſie wieder in Winkel und Ecken und peitſchten pfei-

fendes Blei in die heranwogenden Feindeswellen. Die Uebermacht war groß, riesengroß, aber nicht eher konnte der Gegner sich seines Erfolges freuen, ehe nicht der letzte Mann an seinem Maschinengewehr zusammengesunken war.

Und dann kam am 13. November der englische „Sieg", der Sieg, den Sir Haig so dringend notwendig für die Londoner brauchte. Es war zwar auch nur ein örtlicher Erfolg und er kostete Ungeheuerliches an Opfern, aber es war doch ein Erfolg, der sich journalistisch ausschlachten ließ. Die Verkürzung der englischen Front bei Lesboeufs, häufige Gasangriffe und ein über alles Maß heftiges Trommelfeuer von zwölf Tagen bereiteten den Infanterieangriff vor. Er galt der Dreieckstellung vom Ancrebach bis Gommecourt, die längst flankiert, schon seit Wochen allseitig unter schwerem, englischen Feuer lag. Die Stellung war taktisch so ungünstig wie möglich, weil sie konzentrisch unter Feuer genommen werden konnte und auch wurde, und schließlich, weil sie eventuellen Umfassungsabsichten der Feinde nur wenig Widerstand hätte entgegensetzen können. Diese, gegen Südwest vorspringende Spitze, war das Angriffsziel der Engländer.

Sie arbeiteten mit allen Mitteln ihrer amerikaniſchen Kriegsinduſtrie. Lloyd Georges Idee von der Anhäufung unerſchöpflichen Vernichtungsmaterials feierte einen Triumph. Zwölf Tage überſchüttete die geſamte engliſche Artillerie, darunter die ſchwerſten Kaliber, ohne Pauſen die deutſche Knieſtellung mit Geſchoſſen aller Art. Gas wurde abgeblaſen und häufige Patrouillenvorſtöße ließen die Unſeren nicht zur Ruhe kommen. Als der Maſſenvorſtoß der feindlichen Infanterie begann, war die deutſche Stellung eingeebnet, verſchwunden. Und dennoch lag die deutſche Infanterie ohne Furcht und Zagen in dieſer Hölle in Lachen und Tümpeln, in Trichtern und Löchern und erwartete den Vorſtoß. Es war ein unbeſchreiblich erbitterter Kampf. Lediglich im Zentrum gelang der Stoß durch die erſten Stellungen infolge gewaltiger Sprengungen, die den größten Teil von Beaumont und ſeiner Verteidigungsanlagen vernichteten. In Auswertung des erſten Erfolges gelang es hier den Engländern, auch Beaucourt nach erbittertſten Kämpfen zu nehmen. Der Verſuch, weiter vorzudringen, zerſchellte indeſſen an der von den Deutſchen zäh verteidigten Riegelſtellung. Das wichtigſte An-

griffsziel, die Höhen von Serre, konnten nicht genommen werden. Der Ort Serre selbst und die Straße Mailly-Serre war schon teilweise im Besitz der Engländer, ein unaufhaltsamer Gegenstoß unserer Helden warf sie im Sturm zurück. Der englische Angriff wurde von drei auf volle Kampfstärke aufgefüllten Korps vorgetragen, hinter denen nachweislich noch zwei weitere Divisionen in Reserve zur strategischen Auswertung des Durchstoßes bereit standen. In einem aufgefundenen Befehl war die Ferme Beauregard als eines der Angriffsziele genannt. Der Stoß war somit bis zu einer Tiefe von 6½ Kilometern gedacht, während er in Wirklichkeit an der tiefsten Stelle der Spitze des vorspringenden Stellungsdreiecks bis zu der Barriere der Riegelstellung nicht mehr als zwei Kilometer erreicht. Beaumont-Hamel und St. Pierre-Divion mußten aufgegeben werden; die deutschen Truppen weigerten sich jedoch auch nur einen Schritt zurückzugehen und ließen sich von der überwältigenden Uebermacht lieber zusammenhauen. Es kostete Blut, viel Blut auf beiden Seiten. Auch wir haben schwere Verluste erlitten, aber schier ins Unberechenbare gehen die Berge von Leichen und

Verwundeten, die die Engländer auf dem Kampfplatz ließen. Magdeburger, Badenser und die Garde haben hier Unfaßbares geleistet! Bis an die Knie im Morast, von Schlamm, Feuer und Stahl spritzenden Fontänen rings umgeben, von erstickendem Gas bedroht, von heißen Kugeln dicht umsaust, wanken und weichen sie nicht bis zum letzten Atemzuge. Sie kämpfen, maßlos erbittert, von Blut umraucht, schweigend, still, in sich gekehrt und kennen nichts, als ihre — Pflicht! Die Welt wird sich an eine neue Art von Heldentum gewöhnen müssen.

# St. Quentiner Bilderbogen.

Seit Wochen und Monden nun hören die Bürger von St. Quentin den Donner der Kanonen und das Toſen und Brüllen der Minenwerfer. So oft es das Wetter und die deutſchen Ballonabwehrkanonen erlauben, erſcheinen engliſche und franzöſiſche Flieger über dem alten Städtchen und werfen ihre Bomben auf ſeine altersgrauen Dächer.

Die Geſchichte von St. Quentin iſt ein einziger langer Leidensweg; ſie hängt eng zuſammen mit der Geſchichte ſeiner prächtigen Baſilika, der nun engliſche und franzöſiſche Fliegerbomben nicht wieder gut zu machenden Schaden zugefügt haben. Heute iſt St. Quentin eine deutſche Stadt mit ſtark franzöſiſchem Einſchlag. Wie ſonſt klingelt die Straßenbahn durch die belebten Straßen, wie ſonſt werden in allen Läden buntgeſtickte Taſchentücher feilgeboten, und wie im Frieden trippeln elegante Franzöſinnen durch die ſauberen Straßen. Und doch iſt alles ſo anders, als in Friedenszeiten. Wohl trägt der Straßenbahnwagen noch ſtolz ſeine Reklameſchilder, die „Amer Picon" und die „Paſtilles Vichy Etat" anpreiſen, aber die unter

dieſen Schildern im rauchigen Wagen ſitzen, ſind bärtige Feldgraue, deutſche Poſtbeamte und Männer vom Roten Kreuz. Auf der prächtigen Brücke die über den St. Quentin-Kanal führt der Oiſe und Somme und damit Seine und Eſcaut verbindet, patrouilliert eine deutſche Schildwache, und auf dem „Platz des 8. Oktober", den das Denkmal zur Verherrlichung des Franktireurkrieges ſchmückt, ſieht man nur mehr deutſche Soldaten die Bronzeſtatuen bewundern; die Franzoſen ſchleichen ſich weit an dem kompromittierenden Monument vorbei.

Es iſt ein ſchönes und ein ehrwürdig-hiſtoriſches Fleckchen Erde, dieſes St. Quentin; ſchon die Römer kannten es unter dem Namen Auguſta Viromanduorum, und auf Schritt und Tritt begegnet man hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten.

Viele Geſchäfte haben ein Schild im Fenſter: „Man ſpricht deutſch." Andere werden von Deutſchen geführt, wie die Buchhandlung am Rathausplatz, die eine Auswahl an Büchern hat, wie kaum eine Provinzbuchhandlung in Deutſchland. Vor der Marketenderei, einem ehemaligen Warenhauſe, drängen ſich die Fuhrwerke zu ſchier unentwirrbaren Knäueln, Dutzende von Wagen und Autos

harren da des Beladens mit all den guten Dingen, die unſere Tapferen vorn im Graben brauchen.

Am regſten und intereſſanteſten aber iſt das Leben und Treiben auf dem ſchönen großen Rathausplatz. Das alte, zierliche, hochgotiſche Rathaus ſtammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts; in Stil und Reichtum den Prunkbauten Flanderns ähnlich wächſt es in drei prächtig gegliederten, reichgeſchmückten Giebeln hoch aus dem Gewirr der kleinen Provinzhäuſer empor, die es umgeben. Ein gewaltiger Belfried ſchmückt den impoſanten Bau, der das berühmte Glockenſpiel, le Carillon, von St. Quentin umſchließt. Dreißig Glocken künden hier im melodiſchen Wechſelklang Tag für Tag und Stunde für Stunde die Uhrzeit, ſeit 1762 klingen die Glocken, ſeit 1762 kündet le Carillon den St. Quentinern die Stunde, und hat ihnen auch die Stunde geſchlagen, da ſeit dem 19. Januar 1871 zum zweitenmale die Deutſchen kamen. Im rechten Winkel zum Rathaus liegt das ſchlichte, ſäulengeſchmückte Theater, das noch im Juni Kölner Schauſpieler in ſeinen Mauern ſah, jetzt aber „Kriegs-Kino" iſt und mit dem bezeichnenden „ſenſationellen Vierakter": „Könige in der Verbannung" glänzende Geſchäfte macht. In

den Kaffees rings um den Rathausplatz ist ein ewiges Kommen und Gehen von Feldgrauen, Zivilisten, Sanitätern und Postbeamten. Alle diese Kaffees stehen unter militärischer Aufsicht und stehen sich gut dabei. Drüben im „Grand Café de l'Univers" schlürfen elegante deutsche Offiziere behaglich ihren Mokka, hüben im „Deutschen Einkehrhaus" bedient ein „hochherrschaftlicher" Kellner aus dem Kaffee Kröpcke in Hannover seine feldgrauen Kameraden. Vom „Crédit Lyonnais" weht stolz die schwarz-weiß-rote Flagge, und neben den vielen französischen Firmenschildern, die den Platz mit ihrer Vielfarbigkeit beleben, und die hier „Tissus", dort „Comestibles" ankündigen, nehmen sich schlicht und einfach genug die Reklamen der „Deutschen Rasierstube" und von „Kastens Weinhaus" aus.

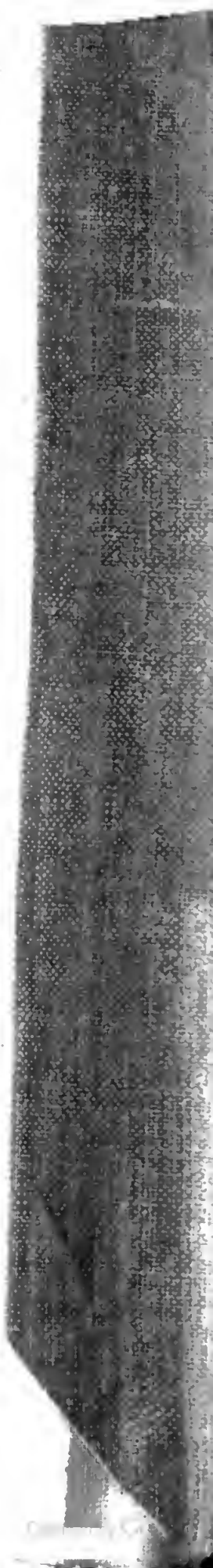
Um 12 Uhr zieht die Rathauswache auf. Ei, wie die Franzosen da die Augen aufreißen, wenn die Nägel deutscher Soldatenstiefel im Parademarsch über das Pflaster klappern, wenn der Präsentiermarsch erklingt und deutsche Soldaten „Griffe kloppen". Schneidig und stramm, wie auf der Schloßwache in Berlin, führen unsere Feldgrauen die Kommandos aus; die Franzosen

aber ſtehen abſeits und ſchütteln halb höhniſch, halb beſorgt das Haupt. Die Wachtmuſik hat inzwiſchen auf dem Balkon des Theaters Platz genommen und ſpielt dort eine Stunde lang: deutſches Promenaden-Militärkonzert in St. Quentin! Und rings um das prächtige Denkmal M. C. Theuniſſens, das zu Ehren der heldenhaften Verteidiger der Stadt gegen die vereinigten Engländer und Spanier vom 2. bis 27. Auguſt 1557 errichtet wurde, hocken nun dicht nebeneinander nicht minder heldenhafte Eroberer dieſer Stadt und lauſchen den langentbehrten heimatlichen Klängen.

„Von dem Soldaten, der der ſchönſte Mann im Staate iſt" und „von den Augen einer ſchönen Frau" jauchzt und ſingt die Kapelle, ſchwarzhaarige Franzöſinnen mit den unvermeidlichen Ponnies — „chiens" ſagen ſie ſelbſt — ſummen die Walzerweiſen mit, und Dutzende von genagelten Stiefeln klopfen den Takt auf dem Baſaltpflaſter dazu: ein wahres Friedensidyll.

Alles aber das überragt die gewaltige, unvergleichliche Baſilika, „la grande Delabré", „die große Verfallene". St. Quentin wäre undenkbar ohne die Baſilika. Eine der ſchönſten gotiſchen

Kirchen Frankreichs, die unaufhaltſam dem Zerfall entgegengeht. Die Dächer ſind beſchädigt, zerſtört die wuchtigen Pfeiler, vandaliſch zertrümmert die prachtvollen Skulpturen; der Zahn der Zeit und Menſchen im religiöſen Irrwahn, Bilderſtürmer und Revolutionäre haben das Ihre getan, den Verfall dieſer einzig ſchönen Kirche zu beſchleunigen. Die letzte Hand an die Zerſtörung des ehrwürdigen Gotteshauſes aber haben feindliche Flieger gelegt, die in ſeiner unmittelbaren Nähe Bomben niederwarfen. Nun darf niemand mehr das Gotteshaus betreten; nur mit einer Einlaßkarte von der Kommandantur kann man noch einen Teil beſichtigen. Dohlen und Krähen umflattern krächzend die alten Heiligenſtatuen, und das Gewirr der Pfeiler und Schwibbogen, in den Spitzbögen der Fenſter grünt das Moos, und der Regen ſchlägt durch die defekten Dächer in die alte Trutzburg des Chriſtentums wider das Heidentum. Pferdeſtall, Tempel der Vernunft, Futtermagazin und Steinbruch verwilderter Bilderſtürmer iſt die Baſilika geweſen, nun ſinkt ſie langſam in Trümmer. Die ſtraffe Einheit ihrer Gotik, die Formenfülle, die Eleganz und die monumentale Wucht des Kircheninnern iſt ſchier überwältigend und wird von der Kathedrale

in Laon bei weitem nicht erreicht. Aber dennoch ist die Basilika von St. Quentin nur mehr eine klassische Ruine altfranzösischer Baukunst und Kultur. Unverkennbar sind die Anzeichen des unaufhaltsamen Verfalls; eine der herrlichsten Schöpfungen nordfranzösischer Gotik ist unrettbar verloren.

Princeton University Library
32101 062083157